Die Zukunft.

Berlin, den 14. Juni 1902.

Die Buren.

Große Worte werden im neuen Deutschland so oft bei winzigstem Anlaß gebraucht, daß der Nüchterne sich beinahe schon schämt, pathetisch zu reden. Dennoch muß Großbritaniens Sieg über die beiden südafrikanischen Republiken ein weltgeschichtliches Ereigniß genannt werden. Das Reich des Königs und Kaisers Eduard ist das größte, von dem die uns bekannte Historie je Kunde brachte; es ist dreimal größer als Europa, umfaßt den fünften Theil der Erdoberfläche und zählt ein Viertel der Menschheit zu seinen Bürgern. Naher Verfall ward ihm längst vorausgesagt. Nun hat es, in ein paar Jahren, das Riesengebiet des Sudans erobert, das seine Herrschaft über Egypten für unabsehbare Zeitdauer verbürgt, und die an Bodenschätzen unermeßlich reichen Länder der Südafrikanischen Republik und des Oranje-Freistaates, deren Flächenumfang nicht viel kleiner ist als der des Deutschen Reiches, als Kolonien seinem Besitz einverleibt. Der Wunsch Cecils Rhodes, von Capetown bis Kairo den Union Jack flattern zu sehen, ist fast schon erfüllt. Diese Machtstellung scheint den Briten, die nie unter der Bescheidenheit der Lumpen litten, nur der Ausdruck eines ihren politischen Tugenden gebührenden Erfolges. Was Augustinus von den Römern sagte, sagt oder denkt jeder echte Sohn Albions von dem Weltreich der Briten: die Vorsehung habe sie zur Herrschaft über der Menschen Geschlechter berufen, um ihre hohe Weisheit, ihre unbeirrte Beharrlichkeit und straffe Selbstzucht zu belohnen. Ein so starkes und stolzes Herrenvolk, dem die Imperial

Federation League und die Vorkämpfer des Greater Britain neue Ziele gezeigt hatten, konnte den zähen Widerstand eines kleinen, nach den Begriffen unserer Industriekultur reaktionären Bauernstammes nicht gelassen hinnehmen, nicht um die jungen Burenstaaten einen Bogen machen und sich mit der Thatsache abfinden, daß in dieser bäuerischen Oligarchie der Engländer, der ihren Wohlstand geschaffen hat, ein Bürger zweiter Klasse ist.

... Doch nicht von den Siegern sollte hier heute gesprochen werden, sondern von den Besiegten. Die Kornburen, Weinburen, Viehburen, Trekburen hatten ruhig, nach der Väter Weise, gelebt, bis im Schoß der von ihnen in langem Kampf den Kaffern abgerungenen Erde Goldschätze gefunden wurden und eine Industrie entstand, die den Mutterboden der englischen Gentry umpflügte und auf die Währungpolitik, auf die Besitzverhältnisse und die soziale Schichtung der größten Reiche revolutionirend wirkte. Die Buren nützten den neuen Geschäftsvortheil klug und ohne Uebermuth aus; für die industrielle Leitung und Arbeit waren sie nicht gerüstet, mochten von moderner Entwickelung und solchem Teufelszeug in ihrem frommen Paganenthum auch nichts hören, freuten sich aber der über alles Erwarten großen Geldsummen, die sie oft für ein Stück Land einstreichen konnten. So, dachten sie, könne es weitergehen: sie würden reich werden und dennoch die alte Sitte bewahren. Zäh wehrten sie sich gegen die Zumuthung, die in anderen Ländern gescheiterten Existenzen in ihre Gemeinschaft aufzunehmen, Spekulanten und Spielern Bürgerrecht und Bürgerehre zu gönnen. Sie wollten für sich bleiben, aus der neumodischen Wandlung nur den Profit ziehen und das dumpfe Bauernmißtrauen nicht opfern, das in dem Fremden, dem Städter den Feind sieht. Nicht den aus fernen Vorstellungwelten kommenden Briten nur haßten sie: auch von dem Holländer, der sie mit der Biedermannszärtlichkeit des nah Verwandten umarmen wollte, rückten sie mit frostigem Lächeln weg. Die Frage, ob ein großer Theil der Oberschicht, ob nur da und dort eine nicht immune Seele von der aus keinem Goldland zu bannenden Korruption ergriffen wurde, mag immerhin unbeantwortet bleiben. Zwei so verschiedene Kulturformen, wir erlebens eben in Preußen, können mit einander nicht hausen; die Interessen sind zu verschieden. Die Briten brauchten einen nach angelsächsischer Mode lackirten Industriestaat, in dem sie sich frei bewegen könnten; die Buren saßen warm in ihren Privilegien und wollten den agrarischen Zuschnitt der Republiken um keinen Preis ändern. Auch eine Arbeiterfrage tauchte auf. Trotz ihrer Christenfrommheit, die sie zwingen sollte, in jedem Menschen das Ebenbild Gottes und die Krone der Schöpfung zu achten, ist den

Buren der Farbige, was er doch nur dem naturwissenschaftlich Denkenden, an eine mähliche Evolution des zweizinkigen Gabelthieres Glaubenden sein dürfte: ein Wesen niederer Art, ein als Sklave, zum Sklaven Geborener. Der Bur wollte die Kaffern in Hörigkeit halten, der Brite ihnen das Recht und die Bildungmöglichkeit gewähren, ohne die der Industriearbeiter nicht mit dem wünschenswerthen Nutzen zu verwenden ist. Der alte Gegensatz zwischen Landwirthschaft und Industrie, der auch bei uns immer sichtbar wird, wenn die Grundbesitzer Sozialistengesetze fordern oder ein Zufallsstrahl die Lage ostelbischer Landarbeiter erhellt. Kein Verständiger konnte je zweifeln, welche Kulturform in Südafrika schließlich siegen würde; wollte die Bauernoligarchie sich unverändert erhalten, dann mußte sie die Minen sperren, der aufblühenden Industrie die Wurzel abschneiden. Das thut kein Bauer; selbst in der hitzigsten Wallung bedenkt er den eigenen Vortheil und wägt, was ihm nützen, was schaden kann. Während des ganzen Krieges haben die Buren nicht einen Augenblick ernstlich an die Zerstörung der Minen gedacht. Sie hätten den Krieg überhaupt nicht begonnen, wenn sie nicht Grund gehabt hätten, auf einen starken Schützer im Kampf gegen den Bedränger zu hoffen. Hatte Wilhelm der Zweite nicht das Deutsche Reich eine ihnen befreundete Macht genannt, an deren Hilfe sie appelliren dürften? Englands Kraft, Englands Reichthum konnten sie nicht ermessen; der Zuruf des Kaisers aber gab ihnen die Gewißheit, daß sie, wenn es zum Aeußersten käme, nicht allein fechten würden. Nur diese Zuversicht hielt sie von einem Kompromiß zurück, das auf Jahrzehnte hinaus ihre nationale Selbständigkeit retten konnte. Zweiunddreißig Monate lang trotzten sie, als eine Guerilla, deren Ruhm in der Kriegsgeschichte nicht verblassen wird, dem an Truppenzahl und Rüstung überlegenen Feind und immer wieder wurde die verglimmende Hoffnung angefacht: morgen führt eine europäische Intervention uns zum Sieg. Die Armen, von thörichten und gewissenlosen Diplomaten Getäuschten wußten nicht, daß die Zeit des von Andrew Carnegie verkündeten Empire of business längst gekommen ist und dem Reichsten die Welt gehört. Als sie dann endlich von dem Wahn scheiden mußten, irgend eine europäische Regirung werde für sie einen Finger rühren, als zuerst die Botschaft des holländischen Ministerpräsidenten Kuyper und später Kitcheners kluge Beredsamkeit das Lügengewebe zerriß, das ihren Blick so lange getrogen hatte, da retteten sie schnell, was noch zu retten war, und kapitulirten.

Europa ist mit diesem Ausgang der Sache gar nicht zufrieden. Europa hatte von einem Heldenvolk geträumt, das lieber bis zum letzten Mann

in den Tod gehen als auf seine Unabhängigkeit verzichten würde. Und nun leben die Dewet, Botha, Delarey, Schalk Burger nicht nur, nein: sie zeigen sich sogar Arm in Arm mit britischen Generalen, feiern den Viscount Kitchener in feurigen Reden und fordern die Landsleute auf, Eduard dem Siebenten in zuverlässiger Treue unterthan zu sein. Dieselben Männer, die sich mit Handschlag verpflichtet hatten, vor jeder Entscheidung den Rath des greisen Krüger einzuholen und ohne seine Zustimmung keinen Friedensvertrag zu unterzeichnen, haben nun, ohne den angeblich vergötterten Ohm Paul auch nur zu fragen, kapitulirt und nennen den Namen des früheren Präsidenten nicht mehr. Europa steht vor einem Räthsel. Ist Paul Krüger denn nicht der größte Staatsmann, der neben und nach Bismarck lebte, der Doktor Leyds nicht ein Diplomatengenie, das jeder Großmacht zu wünschen wäre? Gleichen nicht alle Buren den mythischen Heroen, die sich von blanken Idealen nähren und deren Felsenherzen Menschenschwachheit nie übermannen kann? Noch vor wenigen Wochen hieß es, die Lage der Buren sei viel günstiger als am Anfang des Krieges, Kitchener komme nicht vom Fleck und nur ein Wunder könne die völlige Niederlage der Engländer hindern. Als die Burenkommandanten nach Vereeniging reisten und der einfachste politische Instinkt wittern mußte, daß die Stunde des bitteren Endes bald schlagen werde, wurde in Utrecht die Parole ausgegeben: Die Burgers benutzen gern die gute Gelegenheit, um sich über die Fortführung des Feldzuges zu verständigen, — und der dumme Sirdar, dem nur im Kampf gegen Wilde Lorber reifen konnte, geht blind in die Falle. Der Text der Kapitulation war schon unterschrieben, als noch immer mit unerschütterlicher Gewißheit behauptet wurde, das Gerücht von einem nahen Friedensschluß sei eine freche englische Lüge. Und Alles wurde, selbst die albernste Mär, willig geglaubt und jede zur Vernunft mahnende Stimme überbrüllt. Die Buren hatten zu siegen oder zu sterben. Europa sah mit angenehmem Nervenkitzel dem Kampfspiel zu und war bereit, die Helden ihres Traumes pollice verso, wie niedergerungene Gladiatoren, in den Tod zu schicken.

Zu solchem Ende hatten die Buren keine Lust. Wer sie gerecht beurtheilen will, darf nicht verwehten Klängen alter Heldenlieder nachträumen, sondern muß sich wachen Sinnes erinnern, wie in seiner eigenen Heimath, wie in allen Zonen der Bauer lebt und strebt, fühlt und trachtet. Der Mann, der in harter Arbeit den Acker bestellt, geduldig das Vieh wachsen und fallen, die Frucht reifen, die Hoffnung eines Jahres von Wind und Wetter vernichtet sieht, ist für metaphysischen Idealismus nicht zu haben und wird sich

mit klarem Bewußtsein selten entschließen, für unirdische, nicht mit Händen greifbare Güter das schwerste Opfer zu bringen. Sein Wunsch langt über die enge Welt der Realitäten nicht hinaus und gesunder Menschenverstand schützt ihn vor der heroischen Schwachheit, die Alles aufs Spiel setzt, Haus und Hof zerstören, Weib und Kind hinmorden läßt, um einem Phantom nachzujagen, das den abstrahirenden, assoziirenden Geist des Kulturmenschen werthvoller dünken mag als alle zeitliche Habe. Wenn der schwerfällige Bauer sich waffnet, kämpft er nicht für Begriffe, für Freiheit, Menschenrecht und Verfassung, sondern sucht einen Druck abzuschütteln, der seinen Schaffensdrang lähmt, schlechter Behandlung ledig zu werden, die ihn an Leib und Gut geschädigt hat. Solchen Bauernkrieg haben die Buren geführt. Sie fühlten sich in ihren Besitzrechten bedroht, von windigen Einwanderern mißachtet, sie hofften auf Deutschlands Hilfe, auf die Wirkung des Hasses, der sich an die Eroberersschritte der Briten geheftet hat, und zogen aus, um einem dreisten Räuber einen lehrreichen Denkzettel zu geben. Jeder nahm ein gutes, im Gelände heimisches Pferd und eine erprobte Flinte, aber auch einen Regenschirm mit; denn im durchnäßten Kittel schwindet die Widerstandsfähigkeit des stärksten Mannes. Sie mieden unnützliche Grausamkeit, lachten die fremden Offiziere aus, die sie europäischen Drill und Tressengeckerei lehren wollten, und richteten ihre Strategie nach den bewährten Regeln der Bauernschlauheit. Wozu sollten sie englische Soldaten und Heerführer töten, wenn der Schuß Pulver nicht nöthig war? Viel einfacher wars, ihnen die Khaki-Uniform auszuziehen, die man im trainlosen Burenheer brauchen konnte, Munition und Lebensmittel wegzufangen und Tommy nur da, aus sicherer Stellung, wie ein Stück Wild abzuschießen, wo die Noth zu blutiger Wehr zwang. Mancher Europäer hat ihnen Mangel an Muth nachgesagt und über die Burenhäuflein gespottet, die er hinter hastig gebauten Schanzen hocken sah. Freilich: sie setzten sich, wenn sies irgend vermeiden konnten, nicht den feindlichen Kugeln aus und nie wäre ihnen, wie ganzen Schaaren englischer Offiziere, der Einfall gekommen, blind, im Gefühl einer dem vaterländischen Ruhm schuldigen Pflicht, in den Tod zu stürmen; Pflicht schien ihnen vielmehr, jedes einzelne Leben dem Vaterlande so lange wie möglich zu erhalten. Dann kam der Tag der Erkenntniß. Jeder weitere Widerstand konnte die Entscheidung aufschieben, nicht abwenden. Noch einen Winter im Feld? Noch ein Jahr ohne Saat und Ernte? Die Farmen verwüstet, Frauen und Kinder im Elend, die Zukunft des Stammes gefährdet, — und Alles umsonst? Gute Behandlung, Ersatz des verlorenen Gutes,

ein behagliches Leben unter Englands mächtigem Schutz ward ihnen zugesagt; und sie lernten, als sie nach langer Trennung einander wiedersahen, die Aussichtlosigkeit ihres Kampfes klar erkennen und wußten genau, was ihnen bevorstand, wenn sie diesmal spröd blieben. Sollten sie ihren Präsidenten, dessen Irrthum den Krieg heraufbeschworen hatte, um Rath fragen? Der saß, mit einem großen Vermögen, weit vom Schuß in Europa, kannte ihr Leid nicht und hatte gut reden. Gar so herrlich waren ja früher, unter der Klüngeltyrannei, die Zustände auch nicht gewesen und am Ende ließ sich mit den Engländern ganz gut auskommen. Die Zähne zusammengebissen und unterschrieben!.. Das war nicht heroisch zwar, aber bäuerisch gehandelt.

Die Burenlegende ist nicht mehr zu retten. Jetzt aber, gerade jetzt ist es Zeit, die gesunde Tüchtigkeit, die muthige Energie dieser Männer zu rühmen. Nicht wie leichtfertige Knaben sind sie zu frischem, fröhlichem Krieg ins Feld gerückt, um Abenteuer, Ehren und, wenns nicht anders sein kann, einen effektvollen, Nachruhm sichernden Tod zu suchen. Im Kampf haben sie der Tapferkeit die Vorsicht als Wächter bestellt, als die Stunde des schwersten Entschlusses gekommen war, bedächtig zuerst das Wohl des Stammes erwogen und, um ihm die Keimkraft zu wahren, den Glanz des eigenen Namens gemindert. Nicht hellenische Mythenhelden sind sie, aber wackere, aufrechte Bauern, deren rauhe Tugend durch die Begrenztheit bäuerischer Vorstellungen bedingt ist. Niemand hat für sie Etwas gethan. Der alte Krüger nicht, der, trotz dem unkeusch zur Schau getragenen Glauben an eine den Frommen schützende Vorsehung, sein Leben und seinen Besitz früh in Sicherheit brachte und dessen eigensinnige Kurzsicht für den Untergang der Nation verantwortlich bleibt; nicht Herr Leyds, der von dem Patriotenrecht, in Kriegszeiten das Blaue vom Himmel zu lügen, nutzlosen Gebrauch gemacht hat; und erst recht nicht die alte, geile Europa, die stets bereit ist, jedem Zahlungfähigen die Grimasse der Zärtlichkeit zu verschachern. Ihr hysterisches Gekreisch hat den Buren Hoffnungen vorgegaukelt, die, seit die Leiter der deutschen Politik den ungeheuren, unverzeihlichen Fehler machten, Englands Sieg zu verbürgen, nie erfüllt werden konnten. Die Vettel möchte das Bauernvolk jetzt in neue Gefahr hetzen; noch sei nicht aller Tage Abend, greint sie, und über ein Kleines könne einem Burenaufstand das Glück günstig sein. Die guten Europäer, die ihre Meinung nicht aus Schwarzen Küchen beziehen, sollten dem Unfug ein Ende machen und dafür sorgen, daß die südafrikanischen Bauern ungestört fortan den Weg gehen können, den die nüchterne Vernunft und der wachsame Rasseninstinkt ihnen weist.

Berliner Sezession.

Nun also wollen wir den „Laokoon“ aus den dunkelsten Tiefen des Bücherschrankes hervorsuchen und eine Debatte über die Grenzen der Malerei und Poesie beginnen. Lessings von allen modernen Tendenzlern grenzenlos verachtete Aesthetik kommt wieder zu Ehren und das scharfäugige Genie des in einer Kleinstadt des achtzehnten Jahrhunderts lebenden Bibliothekars kann sich der Großstadtkunst des zwanzigsten Jahrhunderts gegenüber nochmals bewähren. Die Entwickelung unserer modernen Malerei in der Weise, wie die Ausstellung der Sezession sie sichtbar macht, war längst fällig; dennoch kommt nun die Bestätigung oft ausgesprochener Prophezeihungen überraschend und erweckt alte Hoffnungen. Liebermann, der Führer der Berliner Sezession, dessen intellektueller Einfluß auf das junge Malergeschlecht nicht leicht überschätzt werden kann, hat in einem seiner neuen Bilder eine dramatische Szene gemalt und damit, in dieser Tüchtigkeit, als Erster der deutschen Impressionisten das Gebiet deskriptiver Landschaftlyrik verlassen. Und sogleich auch hört man die Stimme unseres größten Kunstrichters über die Entfernung eines ereignißreichen Säkulums herüberschallen und sieht staunend, wie die vor der antiken, theoretisch überschätzten Laokoongruppe klar erkannten Gesetze künstlerischen Empfindens von einem unendlich revolutionären Maler unserer Tage bewußt oder unbewußt befolgt worden sind. Dieser Vorgang wird für den philosophischen Betrachter zum clou der ganzen Ausstellung, denn er bezeichnet einen wichtigen Wendepunkt der deutschen Malerei.

Es ist viel von der Entdeckung der Landschaft für die Malerei geredet worden; man hat geglaubt, hier thue sich ein ideales Gebiet für das allzu bewußte Empfinden der modernen Seele auf; nur die Landschaft könne Ersatz für die Stoffe bieten, die früher der Religion- und der Staatsgeschichte entnommen wurden. Der Irrthum lag nah und konnte leicht entstehen, weil die Menschen in ihrem gegenwärtigen Zustand stets einen Abschluß erblicken, erblicken müssen, um nur ruhig leben zu können. Niemand ist sich bewußt, im Uebergang zu stehen; da der Blick immer nur auf der Vergangenheit ruht, die Zukunft nichts von ihren Geheimnissen preisgiebt und wie eine dunkle Mauer vor uns aufsteigt, ist ein starkes Resultatbewußtsein unentbehrlich. So hält man in der Malerei bis heute die Studie für den Abschluß, den Weg für das Ziel. Diese Kunst zeigt die lehrreiche Erscheinung von der Wechselwirkung äußerer und innerer Erkenntniß. Zuerst wurde das Farbenspiel der Atmosphäre entdeckt und mit wissenschaftlichem Eifer im Bilde registrirt. Unter dem Einfluß des Sehens wandelte sich dann bald das Empfinden, das wieder auf die Art, die Dinge anzusehen, entscheidend zurückwirkte. Auf diesem Wege wurde die Landschaftmalerei ganz logisch zu einer

lyrischen Stimmungskunst. In der Lyrik lernt der Künstler sich kennen und der eigenen Art vertrauen, in diesem egoistischen Spiel der Gefühle entfalten sich die Kräfte zu reiferem, männlicherem Thun. Alle Jugend, selbst die heroische, übt die Flügelkraft in den Räumen der Lyrik. In der Malerei wurden die Stimmungen der Landschaft, die dem Auge neue Erscheinungsformen des Lichtes gezeigt hatten, zu Trägern unklar drängender Empfindungen gemacht; das Wetter der Seele bespiegelte sich in den bunten Farbengläsern der Witterung, jede gemalte Landschaft war ein Gedicht und in erster Linie eine Milieuschilderung der Wohnstätten ewiger Mysterien. Die Maler riefen: Schaut, wie ich es sehe, wie „persönlich" meine Augen zu beobachten wissen! Im Grunde wurde uns nicht die Natur dargeboten, sondern ein in Atmosphärentöne und in plein air umgesetztes Gefühl. Aus dieser — noch immer so genannten — naturalistischen Malerei geht die alte Lehre deutlich hervor, daß alle Kunst vom Menschen für den Menschen gemacht wird, daß die artistische „Wahrheit" nur ein Reflex der mit physiologisch determinirten Organen nach Ausdruck tastenden Seele ist. Aber je größer das Verlangen war, die empfindsamen Gedanken — sie laufen fast alle auf Verzweiflung in irgend einer Form hinaus — mitzutheilen und sie möglichst vollkommen auch im Betrachter zu erwecken, um so nöthiger wurde eine neue allgemein giltige Kunstsprache, eine anerkannte Stilkonvention. Alle Mittel der Verständigung entstehen jedoch langsam; und so erleben wir, daß die neue Kunstsprache einen ähnlichen Werdegang durchmacht wie einst die Buchstabenschrift, nämlich den über die Bilderschrift. Die Landschaft, deren Wiedergabe Selbstzweck schien, bot den Malern für die Dauer des Ueberganges und statt mangelnder Stilformen ihren reichen Motivenschatz.

Liebermanns merkwürdiges Bild beweist nun, daß die lyrische Jugendperiode der modernen Malerei ihrem Abschluß nah ist. Er, als der konsequenteste deutsche Künstler der Gegenwart, als der geistvollste Selbsterzieher, ist zuerst zu Resultaten gekommen. Als Lyriker hat er sich eigentlich nie gegeben; von Anfang an war seiner kühlen kritischen Natur Etwas von jener Objektivität eigen, die, auf Grund genauer Selbstbeobachtung, mit den eigenen Empfindungen architektonisch zu wirthschaften weiß. Er hatte den epischen Zug und war darum, viel mehr als Andere seiner Tendenz, sozial beobachtender Künstler. Eine höhere Stufe der Malerei ist aber das auf die Fläche projizirte Dramatische; und dahin hat er sich mit seiner neusten Leistung erhoben. Es ist Grund zur Genugthuung, daß endlich einmal ein modern empfindender Maler zu jener Höhe der Selbstentwickelung gelangt ist, zu der Reife des Urtheils über die eigenen, von lähmenden Traditionen freien Empfindungen, um hinter einen großen Stoff, hinter ein Werk, das für sich selbst spricht, zurücktreten zu können. Bisher mußte man stets Psycho-

logie treiben, das Spiegelbild des Künstlersensoriums aus dem Werke ablesen, wenn man feinsten Kunstgenuß wünschte. Jetzt kommt einmal solche Anstrengung dem Stoffe zu Gut und man dankt dem Maler, indem man ihn im Anschauen seines Werkes vergißt. Vor einer gemalten Landschaft ist es anders. Entweder man sieht in der lyrischen Stimmung den Künstler oder erfreut sich am Gegenständlichen. Im ersten Fall treibt man Seelenkunde und — weiterhin — Kulturphilosophie; im zweiten Fall ist die Anschauungsweise ganz unkünstlerisch. Dem großen Publikum gefällt eine Landschaft nie aus Gründen artistischer Erkenntniß, sondern es sucht und findet das gegenständlich Interessante. Der Wunsch wird ihm lebendig, in der gemalten Gegend spaziren zu gehen, im Sonnenschein behaglich zu ruhen, über klare Gewässer zu fahren, durch den Farbenrausch der Blumenfelder zu wandern, und der Künstler dient diesen Betrachtern eigentlich nur so wie der Illustrator des Bilderbuches dem Kinde. Da all das Interessante, wie es, in edelster Form, in den Waldinterieurs Flickels, in den romantischen Naturansichten der Achenbachs zum Ausdruck kommt, den Landschaften der Impressionisten fehlt, da nur die reine Erkenntniß diesem lyrisch-symbolischen Naturalismus beikommen kann, wird die moderne Malerei nie volksthümlich. Nur einem Dichter wie Böcklin ist es gelungen, das Interessante im Bilde so zu erheben, daß es zu einer höheren Erkenntniß, zur Poesie wird. Das macht die Größe seiner Kunst aus. Die Impressionisten mögen sich, aus Gründen ihrer Tendenz, zu so starken Stilisirungen, in denen werthvolle Nuancen aufgeopfert werden müssen, nicht entschließen; da dem Anschauenden aber ihre unbestimmte Landschaftsymbolik auf die Dauer nicht genügt, sehen sie sich vor der Aufgabe, das Stoffgebiet poetisch zu erweitern. Besonders der deutsche Maler, dem die Leichtigkeit des französischen Temperamentes fehlt, dessen Bildern nicht die Fülle lebendiger Sinnlichkeit eigen ist, kann unmöglich in seiner lyrischen, immer etwas kleinlichen Selbstherrlichkeit beharren, sondern muß seinen besonderen Anlagen Rechnung tragen. Für ihn kann der Fortschritt nur darin liegen, mit dem von neuen Erkenntnissen revolutionirten Gefühlsleben und auf Grund der Resultate des Impressionismus große poetische Stoffe zu bewältigen. Der Franzose muß nun aus dem Spiel bleiben. Hier ist der Punkt, wo die Rassentemperamente sich scheiden. Die Erkenntniß kennt nicht nationale Grenzen. Der Ausgangspunkt war für Alle gemeinsam; doch die Entwickelung muß nun nach den Gesetzen der besonderen Volksart erfolgen, wenn dem natürlichen Empfinden nicht Gewalt angethan werden soll.

Von solchem Gesichtspunkt aus ist Liebermanns Beispiel besonders werthvoll. Sein Bild könnte von einem modernen Franzosen so nicht gemalt sein. Es weist auf die große niederdeutsche Tradition, auf Rembrandt, und zeigt so, daß der Künstler nie ängstlich zu sein braucht, ohne Ueberlieferung

in seiner Zeit zu stehen. Die lebendige Tradition erbt sich unbewußt fort, lebt in der Empfindungweise immer wieder auf und wird zu einer neuen Kraft, um so mehr, je konsequenter eine Persönlichkeit sich selbst betont. Es thut nichts zur Sache, daß Liebermann, seiner Abstammung nach, dem niederdeutschen Geist fern zu stehen scheint: die kunstgeschichtliche Entwickelung wählt ihre Instrumente nach einer Logik, die aller kleinlichen Berechnungen spottet und in diesem Fall ziemlich klar zu errathen ist.

Das Bild — Simson und Delila — muß als Erstling betrachtet werden; Größe und Unzulänglichkeit sind zu gleichen Theilen darin enthalten. Niemals hätte man dem Momentbeobachter eine so konzentrirte Linienführung, solche ornamentale Gewalt zugetraut. Psychologe im Einzelnen ist Liebermann nicht; er kann ein Seelenleben nicht physiognomisch wiederspiegeln. Scheinbar weiß er es, denn er verzichtet stets darauf; und auch hier charakterisirt er den Vorgang durch äußere Züge: durch eindringliche Silhouetten und eine jäh in den Raum schießende Bewegung, die gegen den etwas formlosen Fleischknäuel des schlafenden Simson seltsam hell und kreischend absticht. Die Farbe unterstützt, in aller Trockenheit, die Absicht und bringt die phrasenlose Roheit des geschlechtlichen Momentes, den Realismus der Auffassung, der den Stoff alles biblischen Farbenlackes entkleidet, die klug ins Profane gezerrte und doch zu symbolischer Kraft gesteigerte Situation vortrefflich zur Anschauung. Ueber die Häßlichkeit der Delila ist großer Lärm gemacht worden. Das liegt aber wohl mehr an der Auffassung der Herren von Frauenschönheit. Dies ist genau das Weib, worauf Simsonnaturen hineinfallen; in ihrer klugen, rassigen Magerkeit ist sie begehrenswerth für Jeden, den es treibt, mit brutaler Männlichkeit eine stolze, sich empört wehrende und Rache brütende Seele zu überwältigen.

Wohl läßt sich der Stoff zweifellos größer gestalten. Die Roheit kann unerbittlicher, die Gemeinheit tragischer gegeben, auf dem Wege der konsequenten Steigerung der hier gewählten Auffassung könnte das Einzelne mehr durchgebildet werden. Der dramatische Realismus ist im Stilgedanken nicht untergegangen, sondern poetisch erstarkt. Das ist viel; aber nun galt es, mit der Farbe bewußt zu charakterisiren, den einfachen Akkord von Fleischtönen und Grau hundertfach zu variiren und die Absicht psychologisch, nicht dekorativ, so zu spezialisiren, daß alle Nuancen auf den Zielpunkt der Idee redend hinweisen. Von Rembrandt ist zu lernen, wie ein stinkend wahrer Naturalismus in der glitzernden Apotheose eines bunten Juwelenfeuers zu verklären und zugleich zu unterstützen ist. Nicht die Mittel Rembrandts sollen empfohlen sein — die Mühe, eigene zu erlangen, wird unserer Malerei ja schwer genug —, sondern die Kraft seiner künstlerischen Disposition.

Wie sehr Lessing mit seiner Aesthetik im Kern das Rechte getroffen

hat — daß er sie auf Grund antiker Beispiele erklären mußte, ist ja zufällig —, beweist jetzt Liebermann. Die Komposition befolgt alle Gesetze der plastischen Ruhe, ohne die ein Figurenbild sofort genrehaft kleinlich wird. Eine Reihe charakteristischer körperlicher Expressionen ist zusammengefaßt; nicht die Momenterscheinung ist gewählt, sondern eine aus hundert Momenten zusammengesetzte Bewegunglinie. Das Auge sieht vor der Natur ja nie einzelne Augenblicksposen, sondern die Bewegungfolge und diese wird dann als Linie, als lebendiges Ornament empfunden. Darum erscheinen alle Momentphotographien falsch. Vor einem Bilde darf man nie das Verlangen spüren, dramatische Entwickelungen zu sehen, nie, wie etwa vor Schlachtenbildern, ein Vorwärtsdrängen des Geschehnisses wünschen. Das von Lessing gefundene, in aller großen Kunst längst befolgte Gesetz weist die Raumkunst an, Bewegungskomplexe resumirend so aufzubauen, daß die Situation zeitlich sowohl vor- wie rückwärts weist und die bildhafte Erstarrung einen Ruhe- und Reifepunkt des dramatischen Vorganges darstellt. Es ist ein Zeichen gesunden Urtheils, daß die impressionistischen Landschafter sich von dramatischen Stoffen zurückgehalten haben, so lange ihre unmündige Psychologie das malerisch Nothwendige aus der Fülle mimischer Erscheinungen nicht auswählen konnte. Aber es ist zugleich ein Zeichen von Befangenheit, daß sie dann das ihrem Können noch verschlossene Stoffgebiet für unkünstlerisch erklärten. Aus ähnlichen Ursachen wollen neuere Bühnendichter die Handlung für unwesentlich halten; ihrer Phantasie, die sich im Notizennaturalismus erschöpft, fehlt die Kraft des Gestaltungvermögens.

Liebermann hat einen biblischen Stoff gewählt. Doch entnahm er der Fülle tragischer Menschenschicksale, den ungeheuren Leidenschaften, die im Alten Testament zu einem düsteren Tempelgebäude aufgethürmt sind, einen Stoff, der allgemein menschliche Geltung behält, sich nicht auf ein religiöses Dogma beruft. Trotzdem verräth die Wahl den versteckten Symbolisten. Unser Leben ist nun zwar nicht weniger arm an Vorgängen, denen symbolische Poesie abzugewinnen ist, als das der alten Juden; doch fehlt dem bildenden Künstler ihm gegenüber der Abstand der Zeit. Das Nahe ist nie poetisch, ist es im besten Fall für den ganz Sensitiven. Das realistisch Kleinliche, das dem Geschehniß der Gegenwart anhaftet, wird noch verstärkt, weil es sich im Alltagskostüm, im profanen Milieu und ohne Unterstützung jeder mythenbildenden Kraft abspielt. Dennoch wird sich die moderne Kunst in Zukunft vor der Aufgabe sehen, das uns umgebende Leben dramatischer Gegensätze eben so bildend angreifen zu müssen, wie sie das armsäligste Stück Landschaft durch konsequenten Subjektivismus poetisch verklärt hat. Die Renaissancekünstler durften, als halbe Heiden, ohne Sorge biblische Stoffe benutzen, eine Mutter Gottes zur Venus umgestalten und den Zeittendenzen Träger in der

Apostelgeschichte suchen. Nominell herrschte das Christenthum und es war nur eine große Kulturlist der Kunst, als sie die alte Form allgemach mit ganz neuem Inhalt zu füllen suchte. Heute ist Dem, der sich ehrlich an der Hand der Naturwissenschaften zur Weltauffassung durchgerungen hat, aller Bibelgeruch verdächtig. Trotz der Ehrfurcht vor dem monumentalen Inhalt der Testamente — der jetzt nur noch ästhetisch gewerthet wird — lehnt das Gefühl Vergleiche, die diesen Büchern entnommen sind, in den meisten Fällen ab und fordert eine dem neuverstandenen Inhalt des Daseins entsprechende Symbolik. Woher soll die aber kommen, da doch Alles im Werden oder Vergehen ist und kein Begriff feststeht? Das Suchen nach dem uns Gemäßen, das in der impressionistischen Malerei technisch begonnen hat und sich nun logisch auf den poetischen Stoff erstreckt, mußte und muß ferner die merkwürdige Erscheinung hervorrufen, die unsere ganze moderne Kunst charakterisirt: alle schöpferischen Künstler sind Skizzisten. Die vollkommenste Phantasie vermag sich nicht ein Kunstwerk wahrhaft modernen Geistes vorzustellen, das zugleich stilistisch und dekorativ harmonisch vollendet wäre. Das Eine oder das Andere: Skizzist oder Formalist. Wenn eine neue große Stilsprache überhaupt je ausreifen kann, wird es im Lauf von hundert und mehr Jahren geschehen, in einer langen, eklektisch sich ergänzenden Entdeckerarbeit vieler Generationen. Inzwischen wird jeder ernst wollende Künstler, wenn nicht im Intellekt, so doch im Instinkt, vor die Frage gestellt, ob er die Form dem Inhalt oder den Inhalt der Form voransetzen soll. Beides kann nicht gleich energisch gefördert werden. Das vollendete Kunstwerk befriedigt gewiß zugleich Sinne und Geist; seit hundert Jahren hat aber kein Künstler mehr gelebt, der die Uebereinstimmung ursprünglich erzielt hätte. Selbst der große Böcklin ist dem Ziel nur als genialer formalistischer Rhapsode, als ein auf alten Kulturwegen heroisch dahin Stürmender nah gekommen. Manet und Monet, Liebermann, Degas und Rodin, Alle, die einen neuen Inhalt geben und keine anderen Mittel anerkennen als die vom Wirklichkeitsinn des Auges sanktionirten, sind Skizzisten; die Vollender aber, die Schwärmer für schön geglättete Form, Klinger, Stuck, Tuaillon, Hildebrand, sind, je nach der Strenge ihres Stilgefühls, auch im Erfassen des lebendigen Lebens Epigonen. Flüchtigkeit, Roheit, Unklarheit und Einseitigkeit sind die Gefahren der Skizzisten; für die Vollender droht dagegen der Formalismus, der unüberwindbar, ist das deklamirende, unfruchtbare Pathos.

Dieser Unterschied wird in der Ausstellung überall bestätigt; die Gegensätze stehen schroff neben einander. Munch, der eine Sammlung seiner Arbeiten ausstellt, ist typisch als ein Produkt der herrschenden geistigen Fieberzustände. Er ist einer der vielen Entwurzelten des Lebens, gehört zu Jenen, die dem grausamen, unverständlichen Schicksal mit wildem Haß und toller

Verachtung gegenüberstehen, die auf dem Wege des konsequenten Nihilismus zur Urmystik gelangt sind, nun in der Nacht der irdischen Kausalität vor jedem Gesetz erschauernd zusammenschrecken und alle ewigen Mysterien tausendfach, in den profansten Lebensformen, verkörpert sehen. Nie hat es einen Maler gegeben, der besseren Willen zur poetischen Empfindungweise hatte; aber sein unglücklicher Verstand, der nicht zu vergessen weiß, zeigt ihm in allem Leben den Wurm, unter jeder Schönheit das grinsende Skelett, in der Leidenschaft das Thierische, in allen Schmerzen die Willkür der Natur; und mit stumpfer Verwunderung, woneben der höhnische Wahnsinn seine Arme ausreckt, geht er, als ein mit einem Talent atavistisch Belasteter, durch dieses verfluchte Leben. Hinter seinen Werken denkt man sich einen Menschen, den Gestalten gleich, wie sie in den Romanen Dostojewskijs brütend durch eine drückende Atmosphäre von Zweifeln schleichen, sich philosophische Systeme bilden und von der Lebensangst zu wahnwitzigem Thun angespornt werden. Und daneben blitzt und gewittert immer das Geniale. Kein Wunder, daß ein Solcher nichts von Tradition und giltigen Werthen wissen mag. Nicht eine Form paßt ja mehr zu seinem Empfinden; die Sprache der Ahnen ist ihm paradiesisch fremd. So steht dieses triebhafte Talent vor der Riesenarbeit, seiner Mystik eine neue Kunstform zu finden. Es ist fast unheimlich, zu beobachten, wie es hier in einer Kleinigkeit gelingt und wie die Qual des Versagens sich an anderer Stelle in Hohn umsetzt, sich gellender Karikaturen bedient, wie dieser Nervenmensch sich dann roh geberdet wie ein Holzknecht. Man denkt an Strindberg, dessen Skepsis auch an den Abgründen der Mystik umherirrt, dem auch ein nadelspitzer Verstand nicht gestatten will, Gott wie ein Kind zu lieben.

Munch malt etwa, wie ein rothes Haus den Nahenden drohend anglotzt und Empfindungen erweckt, wie man sie einer Marslandschaft gegenüber haben könnte; wie Menschen mit blödem, verlegenem Gruseln, das fast zum verzerrten Lächeln wird, in ein Totenzimmer treten, voll irrer Rathlosigkeit dort umherstehen und sich vor der überlegenen Gelassenheit des Toten schämen. Er malt Mann und Weib in brünstiger Umschlingung, als widerstandlose Opfer der eisernen Nothwendigkeit des Gattungsgesetzes, Knabe und Mädchen, die in krankem Sehnen dahinsterben, mit denen der Geschlechtstrieb wie mit Marionetten spielt; Menschen gehen durch trostlos dämmernde Straßen, wie eine Heerde von Lemuren, kranke, fatalistische Gesichter, deren vom Lebensleid verzerrte Züge in fahlem Gelb aus dem Dunkel hervorgleißen. All diese Verzweifelten kommen von Golgatha, wo ihr Ideal, der süße Jesus ihres Herzens, gekreuzigt ward. Gatten sitzen in dunkler Stube eng beisammen und weinen, daß ihr Schluchzen das stille Haus gespenstisch erfüllt; zwei körperlich eng umgitterte Seelen schreien, kreischen schreckensvoll

nach Vereinigung. Gestaltet sind solche Stoffe mit einer brutalen Karikaturhaftigkeit, wie wir sie ähnlich von Bruno Paul kennen, mit ornamentalen Bildungen, die an Ludwig von Hofmann erinnern, und dann wieder mit einem großzügigen Realismus, der den eminenten Zeichner und Maler, den Kenner französischer Kunst verräth. Jedes Bild ist ein Embryo und theilt Etwas von dem Ekel mit, der allem Embryonischen anhaftet; zugleich aber sieht man überall Möglichkeiten des Wachsens, Keime zukünftiger Kraft und Schönheit. Diese Kunst ist in ihrer Art so gut Extrakt wie die van Goghs, und je länger man sich damit beschäftigt, desto reicheres Detail findet man in der Vereinfachung. Manchmal erhebt sich der Stil mit breitem, ornamentalem Vortrag ins Pathetische; manchmal entgleist er jäh ins Burleske und liefert dem Publikum Stoff zu willkommenem Gelächter. Immer aber steht neben dem problematischen Sensorium ein kräftiges dekoratives Gefühl. Die Farbenharmonien, für sich betrachtet, sind von eigener, teppichartiger Schönheit. Wie viel dieser Unfertige kann, wie gut er sein Handwerk versteht, beweisen einige Portraits. Mit den geringsten Mitteln ist hier erschöpfend charakterisirt, mit einer Einfachheit, die an altegyptische Portraitmalerei erinnert, sind die individuellen Züge eines Gesichtes auf das ganz Wesentliche zurückgeführt.

Das Talent, eine Impression technisch zu übersetzen, in der Phantasie die lebendige Begegnung von Ideen und Material herbeizuführen, alle Hilfsmittel des Handwerkes gerade so zu benutzen, wie sie der Absicht am Besten dienen, den eigenartigen Stimmungwerth jeder Darstellungmanier der geistigen Tendenz anzupassen: dieses Talent macht die eigentliche artistische Stärke der impressionistischen Maler aus. Man betrachte Werke von Liebermann, Manet, Israels: immer liegt die entscheidende künstlerische Phantasiethat in dieser genialen Annäherung von Idee und Technik, von Absicht und Materie. Es wird Einem klar, wenn man, von Munch kommend, zu dem Bilde „Im Meer" von Liebermann geht — einem kostbaren Bild, dem die hohe Schule von Degas, was Raumgefühl betrifft, anzumerken ist —, zu dem im Sinn des berliner Malers sehr fein gezeichneten „Carousssel" Isaacs Israels, zu der genialen Reiterskizze Manets oder dem fabelhaft gemalten „Frühstück" Monets. Man kann verstehen, daß die Braven vom Glaspalast vor solcher Kunst ganz rathlos sind; denn diese Technik bedingt eine eigene seelische Anschauung der Natur. Ganz künstlerische Technik ist nie etwas Willkürliches, sondern entspricht genau dem Geist, der sie regirt. Paradox kann man es so ausdrücken: unmöglich vermag ein Pointillist an die Dreieinigkeit und an die christliche Unsterblichkeit der Seele — höchstens an die spiritistische — zu glauben; Eduard von Gebhardt könnte dagegen nie Pleinairist sein. Wenn die Technik des Impressionismus auch das ewig gekniffene Auge bedingt —

oder umgekehrt —, so bleibt es doch besser, mit dieser künstlichen Schlitzäugigkeit etwas springend Charakteristisches zu sehen als mit offenen Blicken das Banale. Und der Betrachtung muß diese Technik so wesentlich sein, weil sie ein deutliches Produkt der neuen Geistesrichtung ist. Vielleicht erlangt Vieles von der Sezessionistenkunst, die uns so stark interessirt, niemals die Museumsunsterblichkeit. Das hindert nicht, daß diese Art Unvollkommenheit für die Entwickelung und für uns also wichtiger ist als die auf artistischen Schleichwegen erlangte Vollendung Wahrscheinlich werden Liebermanns Bilder der ersten Periode, die nach dem Herzen eines Akademieprofessors durchgearbeitet sind, in den Galerien stets Ehrenplätze einnehmen, während Das von seiner heutigen Kunst zweifelhaft ist. Die von der Zeit ausgetheilten Preise der Unsterblichkeit beruhen im Wesentlichen ja auf Majoritätsurtheil, sind also sehr anfechtbar. Solche Hinweise sind besser aus dem Spiel zu lassen. Uns darf nur das wahrhaft lebendige Empfinden der Stunde gelten; mag die Zukunft dann urtheilen, wie sie kann und will. Die Künstler stehen uns am Nächsten, die Dem, was uns schmerzt und freut, was uns wesentlich erscheint, Ausdruck suchen und finden; also die Maler, die hier mit dem Namen Skizzisten bezeichnet worden sind. Whistler, der seinen kultivirten Geschmack in den Takt neuer Empfindungen gezwungen hat, gehört dazu, Ludwig von Hofmann, der lyrische Stimmungpoet, und der innig empfindende Baum, Kurt Herrmann, der, über die Jugend hinaus, ein bereits sicher erworbenes Gebiet freiwillig verlassen, den schon errungenen Ruhm preisgegeben hat, um von Neuem am Kampf theilzunehmen, Breitner, der talentvolle Mitempfinder Jakobs Maris, der einfache, phrasenlose Alberts, Leistikow, dessen Bilder so ernsthaften Optimismus predigen, Stremel, mit seinen koloristisch funkelnden Interieurs, und Corinth, der ein großer Künstler sein könnte, wie er ein starker Maler ist, wenn sein Geist so willig wäre wie sein Fleisch. Von all dieser Kunst ist im höheren Sinn nichts fertig und vielleicht reift sie uns niemals zu einem großen Stil aus. Das einzelne Werk füllt nie die ganze Seele; jeder Künstler bearbeitet vielmehr eine Nuance der allgemeinen Weltempfindung als Spezialist. Aber aus der Gesammtheit der Werke blickt Etwas wie eine große Harmonie hervor und der Trieb, dem diese Talente gehorchen, weist auf ein einziges Ideal, das sich einem jeden Ideal der Vergangenheit würdig gegenüberstellen kann.

Die Erscheinungen der Malerei wiederholen sich in der Skulptur; nur bringt das Material hier auf deutlichere Betonung der Form. Rodin hat seine Materie bis zur Grenze des Möglichen ins Malerische gezwungen; nicht aus Laune, sondern, weil er nur mit impressionistischen Mitteln differenzirte Empfindungen darstellen kann, ohne naturalistisch kleinlich zu werden. Er besitzt alle Bildnertugenden der Vergangenheit: den Formensinn der Antike,

das Charakterisirungvermögen der Gothik, das dekorative Temperament der Renaissance; nur die vornehmste Fähigkeit des Plastikers, der architektonische Sinn, der all jenen Stilen einst Halt und Größe gab, fehlt ihm. Also die Hälfte. Es ist nicht seine Schuld, sondern die einer nervösen, ästhetisch unfruchtbaren Zeit, die im Künstlerischen, wie keine andere, den Wald vor Bäumen nicht sieht. So wird auch er Skizzist in Marmor und Bronze. Minne ist in gleicher Lage; nur hat sein mehr spezialisirtes, engeres Talent sich für die Gothik entschieden, um eine imaginäre Stütze zu haben. Das hat den Belgier zu einer sicheren Entfaltung seiner fest umgrenzten, aber tiefen Begabung befähigt und ihm die Möglichkeit geschaffen, seinen realistischen Mystizismus in einer Weise vorzutragen, die wie Zukunftmusik anmuthet. Unter den ausgestellten Arbeiten Minnes ist eine „Badende". Dieser kleine Gips ist ein Meisterwerk, ein Bijou und kann sich der Antike ebenbürtig gegenüberstellen. Dennoch: Kleinkunst.

Tuaillon will Monumentalkunst geben und geräth dabei sofort ins andere Lager, zu den Formalisten. Es wird gut sein, zu betonen, daß der verächtliche Nebensinn dieses Wortes hier keine Geltung haben darf. Es giebt wenige Künstler, die ernster arbeiten, fleißiger die Natur studiren als die Vollender, die den Ehrgeiz haben, in jedem Fall fertige, stilistisch geglättete Kunstwerke zu geben. Alle Voraussetzungen für große Kunst sind in diesen Talenten enthalten; es fehlt nur die Hauptsache: das naive Gefühl, die Seele. Ein Pferd und einen Akt so zu modelliren, wie Tuaillon es gethan, die Gruppen so einfach, lebendig und mit so feiner artistischer Berechnung aufzubauen: Das ist in unserer Zeit sehr viel. Doch wir stehen und sehen mit kluger Anerkennung, wir loben und lassen alle Künste unserer Bildung spielen; am Ende merken wir doch die innere Kälte: das tüchtige Werk geht uns zu wenig an. Das Fazit ist: wenn Tuaillon vom Unionklub zur Ausschmückung idealer Sportplätze engagirt würde, wäre seinem Talent völlig genug gethan.

Bildner dieser Art sind weltfremd — was nicht ausschließt, daß sie oft Weltleute sind —, auf die Antike angewiesen und gehören zu der in Deutschland unvergänglichen Schaar von römischen Künstlern deutscher Nation. Hildebrand, das archäologische Genie, der nur warm wird, wenn er vor einem im Leben zuckenden Charakterkopf als Portraitist steht (was eine inferiore Art der Kunstbethätigung ist), hat eine große Schülerschaar herangezüchtet, die sich über das Niveau der Begasschule oder gar der Siegesallee so weit erhebt wie Heyse über Wildenbruch und Lauff, die aber hinter der neuen französischen Plastik so weit zurücksteht wie Heyse hinter Flaubert. In diesem Vergleich ist es schon bezeichnet: die intellektuelle Fähigkeit, der poetische Wille ist hier und dort fast gleich zu werthen; aber die Art der führenden

Ideen entscheidet, in einer tendenziös gespaltenen Zeit, mehr über den ästhetischen Kulturwerth von Kunstleistungen als das absolute akademische Können. Die Ursprünglichkeit siegt bei gleichen Qualitäten. Auch Klinger ist hier zu nennen. Sein Beethoven soll nach dem unglücklichen Gips nicht beurtheilt werden; doch erzählt die Gruppe nichts vom Künstler, was man nicht schon wußte. Hier will ich Etwas sagen, das, sehr gegen meinen Willen, arrogant klingt: Als ich fünfundzwanzig Jahre alt war, empfand ich genau wie Klinger. Nicht so tief, nicht so groß, reif und umfassend, nicht so temperamentvoll und bewußt; aber in der Richtung des eklektisch tastenden Gefühles, der Gattung des Empfindens nach genau so. Die Phantasien solcher Geistesrichtung nehmen ihren Weg über Vorstellungen von der Antike, von Dante, Michelangelo, Goethe, auch ein Wenig von Hebbel; sie gehen stets auf Kulturwegen, nie auf ungebahnten Naturpfaden, sind nicht frei im höchsten Sinne und nie so verzweifelt muthig, ganz von vorn zu beginnen. Was Klinger und all den reinen, warmen Menschen seiner Veranlagung fehlt, ist die Fähigkeit, primitiv zu empfinden, primitiv zu bilden. Die klassisch-humanistische Anschauung ist ihnen zur Natur geworden, ja, zur persönlichen Kultur. Doch ist solche Kultur allzu schnell — in zwei nachgoethischen Generationen — erworben und nur lebensfähig im geschlossenen Kreise gleichstrebender Bildungsgenossen. Diese Intellektuellen stehen den Primitiven schroff gegenüber, fast wie die Väter den Söhnen, und begreifen nicht den Zusammenbruch der klassischen Welt, in der sie ihre höchsten Entzückungen erlebt haben. Es sind die letzten, klügsten und freisten Epigonen der Goethezeit. Wie Klinger Beethoven betrachtet, so erscheint ihnen die ganze Klassikerzeit: in olympischer Glorie. Uns aber ist Beethoven mehr ein Hiob, dem kein Gott auf seinen Schrei antwortet als der, der ihm im Busen wohnt.

Alles in Klingers Werken ist gedacht; man sieht die Operation des Verstandes in voller Reinlichkeit. Die nur dem Gebildeten zugängliche Allegorie spukt überall und der genial mit Wirklichkeitsinn gemischte Archaismus kommentirt, wo etwas Gefühltes hinreißen mußte. Klinger ist nicht etwa arm an Empfindung; doch empfindet er mit dem Gehirn. Dadurch wird seine Kunst zu einem Spiel mit der großen Fülle ihm geläufiger Formen, deren jede für ihn Etwas bedeutet und Besonderes ausdrückt. Und Alles ist so klug kombinirt, so temperamentvoll ausgedacht und das Natürliche vermählt sich so glücklich mit dem Erklügelten, daß man von diesem Vorstellungmosaik ganz hingerissen wird. Nichts ist zu tadeln als das Ganze, Alles zu loben bis auf das Prinzip. Durch die Skulptur, wo das Material dem Berechneten vor Allem widerstrebt, ist Klinger zur Materialästhetik getrieben worden. Die Büste der Asenieff ist so interessant wie leblos, so künstlerisch wie künstlich. Der Liszt ist prachtvoll gedacht, — aber nur gedacht. Und der Beethoven läßt

sich beweisen, wie eine Tragoedie von Racine. Das Unbeweisbare aber ist Kern aller großen Kunst.

Nicht immer sind es Motive aus Griechenland und Italien, womit die Vollender ihre Werke harmonisch zu runden suchen. Strathmann übernimmt die irren und wirren Reize japanischer Kunst, bildet sich so einen engen, aber kostbar funkelnden Formalismus aus und spielt sich, experimentirend, im Schönheitstraum durchs Leben. Heine weiß sich dagegen aus dem Dilemma, wie aus jedem, geistreich zu retten. Erst benutzt er mit größter Subtilität und vollendetem Geschmack archaistische Bildreize zur Darstellung graziöser Ungezogenheiten, — und dann übertreibt er die formalen Stileigenheiten so klug, daß der Formalismus sich selbst ironisirt und die Satire des Stoffes verstärkt. So steht er mitten im Historischen und doch darüber, verwirrt den Beschauer, spottet über die eigenen Krücken und löst das Problem im Gelächter auf. Nur seine Behandlung der prinzipiell so wichtigen Kunstfrage hat praktischen Werth: die Lösung eines Karikaturisten.

Der Zwiespalt verschwindet allein auf dem Gebiet der Portraitmalerei. Hier, wo das Objekt seine Rechte fordert, der Phantasie feste Grenzen formaler Natur gezogen sind, fragt man nicht nach Impression oder Altmeisterlichkeit. Wenn das Wesen des Dargestellten eindringlich wiedergegeben ist, sind die Mittel gleichgiltig. Darum wird Trübners Herrenportrait, das schon vor zwanzig Jahren gemalt worden ist, für alle Zeiten modern sein; denn jede künstlerische Qualität dieses meisterhaften Bildes ist psychologisch gerechtfertigt; und wo der Gleichklang von Anschauung und Idee ist, wird jedesmal auch Stil sein. Slevogt ist es mit seinem D'Andrade weniger geglückt, so viel Talent in seiner Arbeit auch enthalten ist. Der Künstler schwankt eben jetzt zwischen Hell und Dunkel und die münchener Malweise, die auf zwanzig Schritte nach Oelfarbe riecht, wird ärgerlich sichtbar. Doch man spürt in seiner Natur ein kräftiges Wachsen. Sein Theaterportrait ist darum, selbst in der Unausgeglichenheit, werthvoller als das fertigere, sehr geschmackvolle, etwas feminine Damenbildniß von Lepsius, als das von einer ewig gleich schrulligen Tüchtigkeit zeugende Werk Habermanns oder Kalckreuths mühsame, verständige Portraitkunst. Temperament spürt man wieder bei Zorn, dem europäisch kultivirten Russen Somoff und in dem himmlisch süßen Frauenbildniß von Sargent. Das ist verliebte Malerei.

Mit diesem Bild im Auge wird es leichter, die ästhetische Anschauung, die in der Ausstellung wahre Strapazen ertragen hat, auf der Straße, der geschmückten Weiblichkeit gegenüber, harmlos fortzusetzen; und so kommt man mit guter Manier über die peinvollen Widersprüche hinweg, die sich innerhalb der Sezessionistenkunst und im Verhältniß dieser idealen Bethätigung zu den geltenden Lebensformen zeigen und unerbittlich zur Parteinahme drängen.

Friedenau. Karl Scheffler.

Geigenſpieler und Flötenbläſer.

Das Schickſal iſt dumm und blind und brutal.
Was kümmert es, ob wir in Luſt oder Qual
uns berauſchen oder raſen?
Eine ſingende Geige gabs mir in die Hand
und warf mich hinab, wo im ganzen Land
die Leute nur Flöte blaſen.

Und ich geigte im ganzen Lande herum,
doch Alles blieb kühl und dumm und ſtumm:
ſie verſtanden ſich nur auf Flöte.
Und doch hatt' ich ihnen mein Beſtes gezeigt,
mein Allereigenſtes vorgegeigt,
daß ich vor Scham jetzt erröthe.

Da ſperrt' ich mich ein in mein Kämmerlein
und kratzte und geigte für mich allein
auf meiner Violine.
Daß ſie bald kreiſchte und ſchmerzlich ſchrie,
bald ſchluchzend weinte in Melancholie
unter dämpfender Sordine.

So geig' ich mich tot ohne Zweck und Ziel,
denn es rührt mein einſames Geigenſpiel
weder Menſchen noch Thier noch Gräſer.
Das Schickſal iſt dumm und brutal und blind.
Warum ſchickt es ein geigendes Menſchenkind
unter die Flötenbläſer?

Helſingfors. Johannes Gehquiſt.

Kinderarbeit.

Das Kind iſt eine Vergegenwärtigung des Ideals, nicht zwar des erfüllten, aber des aufgegebenen. Es iſt die Vorſtellung ſeiner reinen und freien Kraft, ſeiner Integrität, ſeiner Unendlichkeit, was uns rührt. So ſchrieb Schiller zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts.

Es war die Zeit, in der die aufblühende mechanische Produktion sich der Kinderhände bemächtigte; aus den gelösten Fesseln der früher behördlich überwachten Gewerbe schmiedete sie Sklavenketten. Seit 1815 zeigen staatliche Erhebungen, wie es um die reine und freie Kraft, die Integrität, die Unendlichkeit einer wachsenden Anzahl Kinder stand: von vier und fünf Jahren an wurden sie bis zu vierzehn Stunden in dumpfe Werkstätten eingepfercht, zum Theil in der Nacht; nicht selten mit roher Mißhandlung zur Arbeit getrieben, mit Peitsche und Wasserspritze „frisch" erhalten. Es kam vor, daß ihre Erholung in Spiel, Tabak, Branntwein, Unzucht, Rauferei, ihre einzige Unterhaltung während der Arbeit in schmutzigen Reden und Liedern bestand. Das Kinderelend schlug die erste Bresche in das Lehrgebäude von der Selbstverantwortlichkeit der Arbeiter in dem neuzeitlichen Wirthschaftleben, schuf die Antithese der Gewerbefreiheit: den staatlichen Arbeiterschutz.

Doch die Gesetzgebung eines Jahrhunderts vermochte nicht, das Uebel an der Wurzel zu treffen. In der Fabrik freilich ward es eingedämmt. „In der Hausindustrie, in Handel und Verkehr, ja, in fast sämmtlichen Berufsarten wuchert es üppiger als zuvor." „Tausende, Zehntausende von Kindern arbeiten im Schweiße ihres Angesichtes von morgens halb vier ab bis zu Anfang des Unterrichtes Stunden lang oder schaffen die Nächte hindurch bis zwei, drei Uhr." Das zwanzigste Jahrhundert brach an, ehe Deutschland eine Reform auch nur in Angriff nahm. Erst jetzt haben die Verbündeten Regirungen einen Gesetzentwurf vorgelegt, der die Kinderarbeit außerhalb der Fabriken regeln soll. Er macht Halt — leider — vor der Landwirthschaft und dem Gesindedienst. Nicht aber vor der Schwelle des häuslichen Heiligthumes, das in zu vielen Fällen eine Höhle der Armuth und der Verkommenheit ist. Darin liegt seine Bedeutung.

Die Geschichte dieser Reform zeigt deutlich, was ein Einzelner vermag, der mit tapferer Hingabe sein Ziel verfolgt. Gewiß darf das von Soziologen, Aerzten, Gewerbeinspektoren und einzelnen Ortsbehörden gelieferte Material nicht unterschätzt werden, nicht der Einfluß der sozialdemokratischen Agitation und der Arbeiterschutzkongresse. Aber die lebendige That brachte doch erst das Auftreten des Volksschullehrers Agahd.

Konrad Agahd, im Jahre 1867 als Sohn eines Lehrers in dem pommerschen Flecken Neumark geboren, empfing im Elternhaus die Eindrücke, die sein Leben bestimmten: „Mit der Muttermilch eingesogen habe ich den Grundsatz: den Schwachen beistehen in jeder Weise. Unser Haus war selten ohne Jemand, dem der Vater helfen mußte, und die Mutter gab Alles hin für Kranke im Ort, — leise, leise." Schon im Seminar regte sich der kritisch reformatorische Geist und in seiner ersten Lehrerstelle in Virchow, Kreis Dramburg, begann der Zwanzigjährige, „den Ursachen nachzuspüren,

auf denen die Verschiedenheit der sozialen Lage, der Bildung und die Rückständigkeit der Bewohner dieses Ortes und seiner Heimath beruhen könne." 1890 kommt er nach Rixdorf. Hier beginnt seine sozialpolitische Thätigkeit unter dem Motto: „Durch eigene Kraft vorwärts, unbekümmert um rechts und links. Der Mensch glaube an seine Idee." Sein Glaube stählt ihn: kein Ruhen noch Rasten, kein Erlahmen an den Widrigkeiten des Kampfes, an der Enge und Gebundenheit seiner Stellung. Er nimmt sie groß. Mit feinem Verstehen forscht er in der Kinderseele, sucht die Lösung mancher Räthsel in ihrer Umwelt. „Von je her bemüht, jeden Schüler individuell zu behandeln", macht er sich mit den Verhältnissen der Eltern vertraut. 1894 erregt seine erste grundlegende Schrift über die Lohnarbeit der Kinder in Rixdorf Aufsehen. Zahlreiche Aufsätze, Vortrag auf Vortrag bald hier bald dort, folgen. Ihm vor Allen ist es zu danken, daß die deutsche Lehrerschaft sich in den Dienst des Kinderschutzes stellt und den Staat zum Handeln treibt. Nach seinem Vorgehen, dauernd von ihm angespornt, ergänzen und kommentiren die Lehrer die unzulänglichen Angaben amtlicher Erhebungen, hauchen den toten Zahlen grausam beredtes Leben ein.

Agahds jüngst erschienenes Buch „Kinderarbeit und Gesetz gegen die Ausnutzung kindlicher Arbeitkraft in Deutschland"*) unterrichtet über den Gang der Ereignisse. Genauer Sachkunde paart sich naiv bewegliche Klage und apostolische Mahnung zur Abhilfe. Der Menschheit ganzer Jammer, der dem Verfasser in seiner Schule vor Augen trat, durchzittert wie leises Schluchzen die schlichte Darstellung.

Nach den als solchen erwiesenen Mindestzahlen der amtlichen Erhebung von 1898 waren außerhalb der Fabriken 544283 Kinder gewerblich thätig. Ihre wirkliche Zahl wird auf das Doppelte veranschlagt. Man spricht von der erzieherischen Wirkung der Arbeit. Gesundheit-, Schul- und Kriminalstatistik lassen über diese erzieherische Wirkung keinen Zweifel. Sie besteht, sagte Graf Posadowsky in der Reichstagssitzung vom dreiundzwanzigsten April 1902, unter Umständen darin, „daß ein solches Kind zum Krüppel oder Idioten" — und, füge ich hinzu, zum Verbrecher — erzogen wird. Der Aufenthalt in verdorbener Luft, Nässe und Kälte, endloses rasches Treppenlaufen, Bier- und Schnapsgenuß sind die Segnungen des kleinen Hausindustriellen, Straßenverkäufers, Zeitung- und Backwaarenträgers, Ausläufers, der Kegeljungen und Kellnerlehrlinge. Einseitige Körperbeanspruchung in der Textilindustrie bewirkt Mißbildungen, nächtiges Porzellanmalen zerstört die Sehkraft. An sich ungesunde Arbeiten, wie in der Tabak-, Cigarren- und Gummifabrikation, treten hinzu. Kinder, Mädchen und Knaben, sind

*) Unter Berücksichtigung der Gesetzgebung des Auslandes und der Beschäftigung der Kinder in der Landwirthschaft. G. Fischer, Jena 1902.

als Steinmetzen, in Mühlen, Brauereien, Branntweinbrennereien, als Messerschmiede, Stubenmaler, Zimmerer thätig. Auch „Schlachten ist keine Beschäftigung für Kinder. Sonderkabinets zu bewachen noch viel weniger."

Die Hetze des Erwerbes macht die Schule zum „Nebenberuf", der das Kind stumpf findet und ihm Prügel einbringt, wenn es ihn zum Ausschlafen nutzen will. „Die Kinder sehen vielfach bleich und kränklich aus, sind engbrüstig, bekommen krumme Rücken, leiden an den Augen." „Es kommt vor, daß fast die Hälfte der Erwerbsschüler einer Klasse unternormal ist. Und es kann nicht Zufall sein, daß die bemooften Häupter der Fibelisten, so weit nicht Idioten in Betracht kommen, fast immer noch erwerbend thätig sind oder doch waren." Möge niemals vergessen werden, unter welchen Verhältnissen Lehrer arbeiten, wenn 44 von 69 bis 87 Prozent einer Klasse (Ergebniß aus Chemnitz) im Erwerbsleben thätig sind. „Die verbreitetsten sittlichen Schädigungen liegen aber in der Untergrabung der Ehrlichkeit, des Wahrheitgefühls und des Gefühls für Sitte und Anstand." „Es gehört durchaus nicht zu den Seltenheiten, daß Knaben am frühen Morgen von Dirnen verschleppt werden." In England waren 67 Prozent der zur Zwangserziehung abgegebenen Kinder Straßenverkäufer. Hören wir auch den Gefängnißlehrer. Von je 100 jugendlichen Gefangenen in Plötzensee waren 54 bis 70 während der Schulzeit Stalljungen, Laufburschen, Kegelaufsetzer u. s. w. „Unsere Bengel, die wir da haben, die Mörder, sind, wie ich festgestellt habe, alle Jungen gewesen, die in den Destillen gesessen und Kegel aufgestellt haben." Viele Jungen, die wegen Diebstahls bestraft wurden, waren früher Semmelträger. Mit kleinen Diebstählen fangen sie an, eine Stufenreihe reiht sich an die andere und endlich kommen die Jungen zu uns." Was für die gewerbliche Arbeit gilt, trifft auch die Landwirthschaft und den Gesindedienst.

Wie die Besserunganstalten und Gefängnisse, so füllt jede Art der Kinderarbeit auch die Kranken- und Armenhäuser. Die übermäßige Anstrengung in der Jugend führt zu vorzeitiger Erschlaffung und Erwerbsunfähigkeit. Und die kleinen Kinderhände drücken bleischwer auf die Löhne der Erwachsenen, mehren Noth und Arbeitlosigkeit. So ist ihr Erwerb ein Krebsschade, der den Staat belastet, das Volk entnervt. Unmöglich, ihn in unserem heutigen Wirthschaftsystem erziehlich werthvoll zu gestalten. Er hängt zu eng mit dessen trübsten Auswüchsen, Wohnungnoth, Hungerlöhne, Armuth, Sweaterinduſtrien, zusammen. Immerhin: das neue Gesetz weist vorwärts. Agahds Buch zeigt den Werth und die Rückständigkeit des Entwurfes, fordert zur Mitarbeit an seiner Verbesserung auf, will mit Recht die ganze Gesellschaft zu Interessenten seiner Durchführung machen. Es ist „allen Kinderfreunden gewidmet", eine flammende Mahnung, ein erschütternder Weckruf.

Helene Simon.

Selbstanzeigen.

Die Fabrikarbeit verheiratheter Frauen. (Schriften des Sozialwissenschaftlichen Vereins in Berlin. Herausgegeben von Oskar Stillich.) Verlag von Dr. Eduard Schnapper, Frankfurt a./M. 1902.

Das Jahr 1899 hat uns eine höchst werthvolle Aufnahme gebracht. Man hatte die Beamten der Gewerbeaufsicht beauftragt, eine Untersuchung über die Fabrikarbeit verheiratheter Frauen und alle ihre Folgeerscheinungen anzustellen. Meine Schrift bezweckt, die Ergebnisse dieser Aufnahme in völlig sachlicher Fassung, aber trotzdem kritisch verarbeitet, einer größeren Oeffentlichkeit zu unterbreiten. Selbstverständlich konnte man sich nicht darauf beschränken, die Wirkungen der Fabrikarbeit auf die Frauen selbst zu kennzeichnen. Es galt vielmehr, in den Brennpunkt der Erörterungen die Frage zu rücken, welchen Einfluß die industrielle Thätigkeit der Frau und Mutter auf die Familie, namentlich auf die Kinder, ausübt. Daran knüpft sich die Erwägung, ob die verheirathete Frau von der Fabrikarbeit auszuschließen sei. Endlich mußten verschiedene Reformvorschläge betrachtet werden. Auch die heute so vielumstrittene Frage einer Neugestaltung des Arbeiterhaushalts auf wirthschaftgenossenschaftlicher Grundlage wird eingehend erörtert. Ich hoffe, mit dem Buch Allen, die sich für die wichtige Frage der eheweiblichen Fabrikarbeit interessiren, ein Hilfsmittel in die Hand gegeben zu haben, das ihnen die nöthigen Daten in übersichtlicher Weise zur Verfügung stellt. Schließlich wird wohl Jeder zu der Forderung gelangen, daß die aus vielen Gründen unentbehrliche Erwerbsarbeit verheiratheter Frauen so geschützt und ausgebaut werden muß, daß sie aus einem Verderben bringenden zu einem heilsamen Faktor der nationalen Wirthschaft werde.

Frankfurt a./M. Henriette Fürth.

Gestern und Heute. Gedichte. M. Lilienthal, Berlin. Preis 1,50 Mark.

Eine Probe:

Gebet.

Zu Dir bet' ich, großer Geist der Welten!
Laß mich immer treu sein meinem Schwur:
Euch allein soll nur mein Ringen gelten,
Wahrheit, Schönheit, Eurer Spur.

Wenn ersterben will das starke Sehnen
Und zu niederm Ziel der Geist einst lenkt,
Wenn mit lieblich lockend süßen Tönen
Leichter Ausweg aus dem Kampf sich schenkt,

Dann — gewaltger Geist, erhör mein Flehen — .
Tritt zu Boden jedes andre Glück,
Laß erbarmunglos mich untergehen,
Doch bereite mir kein feig Zurück.

Halensee. Hellmuth-Hell.

Die Slaven in Deutschland. Mit 215 Abbildungen, Karten und Plänen, Sprachproben und 15 Melodien. Braunschweig, Druck und Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn 1902. (15 Mk.)

Ich habe die Politik aus dem Spiel zu lassen gesucht, um die Tagesfrage „Die Slaven in Deutschland" zu würdigen. Ich glaube auch, daß bei gegenseitigem Eingehen auf das Volksthum der Stämme eine Grundlage der Verständigung geschaffen wird. Jedenfalls sollte dem Politisiren das Studium der Volkskunde der slavischen und baltischen Bewohner des Deutschen Reiches vorangehen. Meine Darstellungen, die ersten ausführlichen des großen Gesammtstoffes, stützen sich auf wiederholte längere und kürzere Reisen und auf den Verkehr mit den slavischen Stämmen an Ort und Stelle. Dabei ist nicht vergessen worden, auf Alles einzugehen, was in der deutschen und slavischen Literatur alter und neuer Zeit meinen Gegenstand beleuchtet.

Leipzig. Franz Tetzner.

Sprechendes Leuchten. Für denkende Menschen ein Büchlein Gedanken. Berlin 1902, Schuster & Loeffler.

Der Autor dieses Buches? Das Leben. Nicht ich. Aber in mir hat das Leben Muße gefunden, Mancherlei zu offenbaren von Dem, was in ihm beschlossen liegt. Und aus diesem Mancherlei habe ich mich Das zu wählen bemüht, was entweder, wie das Sprichwort, ewig wahr und prägnant oder in der Form so neu ist, daß auch alter Inhalt gern mit in den Kauf genommen wird. Sollte mancher Spruch dieses Buches im Sprichwort aufgehen, dann will das Buch mit Freuden wieder untergehen.

München. Hugo Oswald.

Der Spiegel. Gedichte, Szenen, Königsmärchen. Hermann Seeman Nachfolger in Leipzig, 1902.

Seite 1:

Und wieder faß ichs so: das Spiegelglas,
das Du in Deines Lebens Mittagshöhe
ansiehst ohn' Unterlaß
in jener augentiefen Nähe,
wo es schon fast vor Deinem Hause naß,
zeigt Dir, wenn Du beharrst
und wartend bis zum Grund der Spiegelbilder starrst,
erfüllt, was unerfüllt in Dich gesunken
und aus der Gluth,
aus Deinem Blut
ein traumhaft Leben sich getrunken.
Und Du erwachst, wenn ich Dich so den Pfad
zur klaren Fluth ewiger Bilder führe
und aus dem Reich des Spiegels, nicht der That,
Dich leis mit meiner Hand berühre.

Weimar. Wilhelm von Scholz.

Sanden und Genossen.

Zwei volle Wochen waren am neunten Juni seit dem Tage verstrichen, wo draußen in Moabit die Hauptverhandlung gegen Herrn Eduard Sanden und seine Mitschuldigen begonnen hatte. Wenn sie im bisherigen Tempo weitergeht, wird am Ende in Leipzig über Herrn Exner das Urtheil gesprochen sein, bevor hier die Anwälte zu den Plaidoyers kommen. Vor dem Präsidenten häufen sich Berge von Akten und neben dem Großen Schwurgerichtssaal lagern centnerschwere Geschäftsbücher. Fünf Richter, ein Ersatzrichter, drei Staatsanwälte, zehn Vertheidiger, fünf Sachverständige und ein Heer von Berichterstattern sind zu der feierlichen Amtshandlung mobil gemacht worden. Dieser große Apparat entspricht der Größe der Schuld, die die öffentliche Meinung den Angeklagten aufbürdet. Sie haben Hunderte von Familien um den Rest ihrer kleinen, durch mühsame Arbeit aufgespeicherten Ersparnisse und Abertausende um wesentliche Theile ihres Vermögens gebracht. Noch schlimmer beinahe ist, daß sie dem Großkapital Gelegenheit gaben, seine Uebermacht auszunützen und Denen, die Alles zu verlieren fürchteten, die Bedingungen der Rettung zu diktiren. Unzweifelhaft haben die Sanirungen der Banken in den Augen der Mitwelt die Schuld der Sandengenossen erhöht. Trotz dieser Schuldfülle muß man heute sagen: Tant de bruit pour une omelette! Denn ganz anders als der Spruch der Zeitgenossen schätzt das gelehrte Juristenrecht die Schuld der Angeklagten. Ob durch eine Handlung ein Einzelner oder viele Personen geschädigt sind: Das kann für das Strafmaß in Betracht kommen, wird von dem Paragraphen des Strafgesetzes aber nicht verschieden beurtheilt. Wenn das Gesetz die That nach ihrer größeren oder geringeren Gemeingefährlichkeit strafte, müßten die Vergehen gegen das Aktiengesetz viel strenger geahndet werden, als es heute nach den Normen des Handelsgesetzbuches geschieht. Und wenn man bedenkt, wie verhältnißmäßig gering, selbst im schlimmsten Fall, die über Sanden und Genossen zu verhängende Strafe ausfallen müßte, dann erscheint der in Bewegung gesetzte Apparat dem nüchternen Auge wirklich fast allzu groß.

Ueber schon stimmt die Länge der Hauptverhandlung mit der Dauer des Vorverfahrens überein. Die Leute, die sich jetzt auf der Anklagebank einer neugierigen Hörerschaar zeigen müssen, sitzen rund anderthalb Jahre in Untersuchunghaft. Sicher ist bei so komplizirten Vergehen eine längere Voruntersuchung nöthig als bei Alltagsdelikten. Etwas schneller aber könnte und müßte auch in solchen Fällen die Justiz arbeiten. Leider fehlt unseren Richtern in Handelssachen jede Vorkenntniß. Die Geheimnisse der Buchführung, alle Usancen des Geschäftslebens sind ihnen völlig fremd; und viel Zeit geht schon verloren, bis sie auch nur im Stande sind, die Gutachten der herangezogenen Sachverständigen zu verstehen. Mit Recht hat man deshalb gefordert, daß in solchen Prozessen der Anklagebehörde und dem Untersuchungrichter handelsrechtlich geschulte Hilfskräfte beigeordnet werden; auch in der Hauptverhandlung sollte die Staatsanwaltschaft von einem Handelsrichter unterstützt werden. Die übermäßige Ausdehnung der Voruntersuchung schädigt den Angeklagten, aber auch das Ansehen der Justiz. Den Sanden und Genossen wird man ja einen großen Theil der Untersuchunghaft — wenn nicht die ganze — auf die Strafe an-

rechnen müssen. Das aber war nicht die Absicht des Gesetzgebers, der für bestimmte Vergehen eine bestimmte Gefängnißstrafzeit vorschrieb und nicht wollte, daß ein Theil dieser Strafe im Untersuchungsgefängniß verbüßt wird, wo der Angeklagte seine eigenen Kleider tragen, sich selbst beköstigen und in gewissem Umfang frei bewegen darf. Der Psychologe aber kann sich über die schlimmen Folgen einer so langen Untersuchunghaft nicht täuschen. Die schrecklichste Gewißheit ist leichter zu ertragen als die seelische Qual banger Erwartung. Auch diese modernisirte Folter wollte der Gesetzgeber nicht einführen. Nach jeder Richtung bedarf also das Verfahren in Handelsprozessen einer gründlichen Reform.

Nützlich wäre es schon, wenn Assessoren, ehe sie zur Staatsanwaltschaft kommen, eine Weile bei Großhändlern lernten. Jedenfalls zeigt gerade der Prozeß Sanden, wie nöthig der Anklagebehörde die genaue Kenntniß der Handelsgebräuche ist. Der Staatsanwalt, der die Anklage gegen die Hypothekenbankerotteure gebaut hat, verfügt über alle Gaben, die man von einem Staatsanwalt billiger Weise verlangen kann; er hat eine stattliche, an schöne Studententage erinnernde Leibesfülle, ein ungewöhnliches Maß geduldiger Ruhe, ist klug, schlagfertig und kennt seinen Prozeßstoff gut. Die preußische Bureaukratie mahlt, mit Gottes Mühlen, langsam; wenn sie aber eine Sache erst einmal erfaßt hat, dann weiß sie auch Bescheid. Doch was soll selbst ein Musterstaatsanwalt gegen zehn in alle Sättel gerechte Vertheidiger ausrichten? Der Rechtsanwalt muß in solchen Fällen dem Staatsanwalt überlegen sein. Die Praxis bringt ihn oft in Verkehr mit Kaufleuten und in seinem Bureau gehen allerlei Leute ein und aus, die ein königlich preußischer Staatsanwaltschaftrath nie sieht, — meist auch nicht sehen oder gar hören will. Und für den Fall Sanden sind die Triarier der Vertheidigung aufgeboten. Neben den Herren Kleinholz, Sello, Wronker sitzt der Justizrath Munckel, der mit Handelsgeschäften im Allgemeinen und — durch seine Aufsichtrathsthätigkeit — speziell auch mit den Schleichwegen der Preußenbank vertraut ist, sitzt Wilhelm Bernstein, der Kommentator des Wechselrechtes, und Fedor Stern; diese Herren kennen alle Hintergründe des Geschäftslebens genau und nicht seit gestern. Sie Alle, Ankläger und Vertheidiger, suchen natürlich die berühmte „objektive Wahrheit" und sind ohne Ausnahme Anwälte des Rechtes. Vielleicht aber sind zehn so geübte Pfadpfinder im Suchen glücklicher als die auf solchem Terrain unerfahrenen Robenträger neben dem Richtertisch, denen ein Handelsrichter als Helfer nur nützen könnte.

Die Hauptverhandlung zeigte bisher ungefähr die selben Züge, die in ähnlichen Prozessen und neuerdings wieder in dem Verfahren gegen den Treber-Schmidt sichtbar waren. Die zuerst sehr lebhafte Hoffnung auf Sensationen schwindet da jedesmal, wenn in ausführlicher Breite die Korrektheit der Buchung und die Schiebungen erörtert werden; auch jetzt wurde der moabiter Schwurgerichtssaal von Tag zu Tag leerer. Allgemein war erwartet worden, die „vornehmen Beziehungen" des Hauptangeklagten, besonders sein reger Verkehr mit dem Oberhofmeister Freiherrn von Mirbach, würden erörtert werden, und die Neugier hatte sich auf die Verlesung der Polizeiakten gefreut, von der sie manche Ueberraschung hoffte. All diese Hoffnungen sind unerfüllt geblieben. In die Anklageschrift ist von Sandens höfischen Verbindungen kein Wort gesickert; nicht einmal die Thatsache wurde erwähnt, daß Herr Eduard Schmidt den Titel eines

Hofbankiers der Kaiserin trug. Auch die Akten der Aufsichtbehörde zeigten nur, was man längst wußte: daß es Sandens biederer Beredsamkeit immer wieder gelungen war, Polizei und Ministerium an der Nase herumzuführen. Im Hintergrunde läßt die Vertheidigung vorläufig den früheren Landwirthschaftminister Freiherrn Lucius von Ballhausen über die Bühne führen. Vielleicht wird er noch vernommen. Dann sollte man ihn fragen, weshalb die mit genauen Daten belegten Angaben der Grundbesitzervereine und des Dr. Paul Voigt, weiland Privatdozenten in Berlin, denn gar nicht beachtet worden seien.

Einstweilen können die monotonen Verhandlungen nicht einmal den Fachmann besonders interessiren; das „Finanzsystem" des Klüngels war ja schon vorher bekannt. Die ersten Tage hatten wenigstens dadurch noch einigen Reiz, daß man die Taktik der Vertheidigung erkennen lernte. Doch war ihr der Weg eigentlich ja vorgeschrieben. Sandens Hauptwaffe ist sein schwaches Gedächtniß. Er hat in der ersten seelischen Depression nach der Verhaftung sich selbst schuldig bekannt. Jetzt leugnet er und weiß im Grunde nur noch bestimmt, daß er nichts weiß. Er, dem in der Zeit seines Ruhmes ein ganz außerordentliches Gedächtniß und die Fähigkeit nachgesagt wurde, sich in dem wirrsten Gesträhn des Riesenbetriebes zurechtzufinden, kennt jetzt nicht einmal mehr die Namen der Mitglieder des Konsortiums für die jungen Grundschuldbankaktien und weiß nichts von Herkunft und Bestimmung einzelner Konten. Wo aber der Sachverständigen Spürsinn seine Winkelzüge aufgedeckt hat, da verschanzt er sich hinter seinen guten Glauben. Er vertheidigt sich ruhig und sicher, beinahe behaglich. Man sieht ihm an, daß er froh ist, endlich so weit zu sein. Wie viele Jahre mag der Mann ruhelos gelebt haben! Allmählich findet er sich nun auch in die Rolle des Sündenbockes. Seine Kollegen lassen nachdrücklich betonen, daß sie in ihm ihren Herrn und Meister gesehen und nie selbständig disponirt haben. Nur Heinrich Schmidt hat gegen ihn gekämpft und schon 1885 gesagt, wenn man es so weiter treibe, werde der Weg nach Moabit führen. Das soll aber nur eine der bei ihm üblichen Redensarten gewesen sein. Auch Otto Sanden, Eduards Bruder, wollte längst nicht mehr mitmachen. Er sagts und man darf ihm sogar glauben, denn er galt in der Geschäftswelt stets als der solidere Bruder. Auch den Versicherungen Puchmüllers, der, wohl auf Wronkers Rath, geständig ist, darf man Glauben schenken. Er ist der Typus eines getreuen Commis, der in dem einen Geschäft groß geworden und deshalb unfähig war, Vergleiche zu ziehen, die ihn zu vorsichtiger Skepsis mahnen konnten. Ueberhaupt hat man es meist mit Leuten zu thun, denen Sanden nicht nur Brotherr, sondern auch Lehrherr war. Diese Thatsache ist noch nach anderer Richtung wichtig. Die Angeklagten können den anderen Hypothekenbanken nicht gefährlich werden. Sie wissen nicht, was extra muros vorging. Dieses idyllische Bild wird der Prozeß gegen die Direktoren der Pommerschen Hypothekenbank nicht bieten. Herr Schulz soll sich, wie man erzählt, über alle norddeutschen Hypothekenbanken Akten angelegt haben, die er gewiß für seine Vertheidigung nutzbar machen wird; am Ende läßt er auch die Sanitäträthe, die seine Pfandbriefgläubiger gekürzt haben, nicht ganz ungeschoren. Die norddeutschen Hypothekenbanken sollten im Pommernprozeß bei der Berufung von Sachverständigen mehr Eifer als diesmal zeigen.

Plutus.

Notizbuch.

Vor neun Jahren, als Bismarck in Friedrichsruh vierhundert Bewohner des Fürstenthumes Lippe empfing, sagte er, er habe gehofft, „daß die Landtage der einzelnen Staaten sich lebhafter, als es bisher geschehen ist, an der Reichspolitik betheiligen würden, daß die Reichspolitik auch der Kritik der partikularistischen Landtage unterzogen werden würde. Ich hatte mir ein reicheres Orchester zur Mitwirkung in den nationalen Dingen gedacht, als es sich bisher bethätigt hat, weil die Neigung zur Mitwirkung in den einzelnen Staaten nicht in dem vorausgesetzten Maß vorhanden war. Wenn Sie nach Hause kommen, sollten Sie dafür wirken, daß die Betheiligung an der Reichspolitik auch in der Diaspora der Landtage lebhafter wird. Es ist ein Irrthum, wenn Staatsrechtslehrer behaupten, die Landtage seien dazu nicht berechtigt; sie sind immer befugt, das Auftreten ihrer Ministerien in Bezug auf die Reichspolitik vor ihr Forum zu ziehen und ihre Wünsche den Ministern kund zu thun." Der Wunsch, die Landtage möchten sich mit der Reichspolitik und mit der Instruktion der zum Bundesrath Bevollmächtigten eifriger als bisher beschäftigen, entsprang nicht etwa einer Zufallslaune des Fürsten; er hat ihn im Privatgespräch oft wiederholt. Der vierte Kanzler, den die Bernhardinermeute unermüdlich als neuen Bismarck ausbellt, ist anderer Meinung. Er versagt den Preußen das Recht, dessen Wahrung im Sachsenwalde den Lippern zur Pflicht gemacht ward. Als die konservative Partei neulich im Landtag fragte, ob die preußische Regirung im Bundesrath für einen wirksamen Schutz der landwirthschaftlichen Produkte eintreten wolle, las der Ministerpräsident eine Erklärung vor, die dem Landtag das Recht zu dieser Frage bestritt, und verließ dann mit den Kollegen den Sitzungsaal. Die Erklärung trug ihm „Zischen und Lachen rechts", der Exodus „lebhaften Beifall links" ein und vielleicht ist der immer heitere Herr mit dieser Wirkung des eisenfarbigen Anstriches zufrieden. Unsere Liberalen sind so blitzdumm geworden, daß sie jedesmal jubeln, wenn der politische Gegner einen Fußtritt bekommt, und in solchem Schuljungenbehagen alle Grundsätze und Rechte gern opfern. Und die Konservativen braucht kein Minister zu fürchten. Zwar hat Herr von Heydebrand Zornworte gesprochen und der Freiherr von Wangenheim hat mit dankenswerther Offenheit gesagt: „Wir wollen uns darüber gar keinen Illusionen hingeben: das Vertrauen, das durch Jahrhunderte lange Fürsorge des Hohenzollernhauses und eine weise Staatsregirung im Lande aufgehäuft worden ist, das Vertrauen, auf dem die Stärke und Macht unseres Landes beruht, ist im letzten Jahrzehnt in der bedenklichsten Weise vergeudet worden; und wenn es so weiter geht, dann sehe ich ganz außerordentlich pessimistisch in die Zukunft." Doch den Worten wird wieder keine That folgen. Zu dem Entschluß, mit dem Minister, der sie ex cathedra herunterputzt und ihnen, wie ungezogenen, muthwillig lärmenden Schlingeln, den Rücken zeigt, jeden Verkehr brüsk abzubrechen, können die schwachen, durch tausend höfische und gesellschaftliche Rücksichten gelähmten Seelen sich nicht aufschwingen. Das weiß Graf Bülow und riskirt deshalb Grobheiten, die er Stärkeren nicht zumuthen dürfte. Ueber die Sache selbst ist eigentlich nichts zu sagen. Auch der hitzigste Freihändler müßte zugeben, daß die an Zahl stärkste Landtagsfraktion das Recht hat, so oft es ihr nöthig scheint, Rechenschaft und Auskunft zu fordern, — da besonders, wo es sich um eine Lebensfrage der von dieser Fraktion vertretenen Klasse handelt. Der Ministerpräsident aber plaudert über solche Dinge lieber mit Zeitung-

machern, denen er sich wahlverwandt fühlt und die vor seinem Gebieterblick in Ehrfurcht ersterben. Einem französischen Interviewer hat er des Busens Tiefe enthüllt und die abgelagerten Feuilletonspäßchen mitgegeben, die er im Parlament nicht mehr an die Männer zu bringen wagt. Von Kant und Fichte hat er, nach übler Erfahrung, diesmal nicht geredet, aber die Deutschen den Hasen, die Polen den Kaninchen verglichen, die sich allzu schnell vermehren. Ueber den Geschmack läßt sich nicht streiten. Sich selbst sieht der Minister des schönen Aeußeren in der Rolle des Paris, der berufen ist, der schönsten Göttin den Apfel zu reichen; die Göttinnen dieses Hirten sind Landwirthschaft, Handel und Industrie. Kaum war ihm das Wort entfahren, da gab er auch schon den Gedankengang auf und erklärte, er wolle — „Kalchas, Du weißt wohl, warum!" — die „Politik der Diagonale" treiben, also keiner der Holden den Apfel geben. Das ganze, höchst unpreußische, aber auch höchst undiplomatische Gerede führte in Niederungen, die ein Kanzler des Deutschen Reiches meiden sollte. Noch schlimmer, zum Erschrecken schlimm wirkten die Sätze, die dem gesprächigen Herrn ein paar Tage später in offiziösen Blättern nachgedruckt wurden. Da rügte er den „Hang zur Schwarzseherei", der in Deutschland sichtbar werde und völlig grundlos sei. „Gerade die nüchterne Beurtheilung des allgemeinen Zustandes der einzelnen Großmächte müsse doch feststellen, daß keine mit dem Gang ihrer öffentlichen Angelegenheiten, im Innern wie nach außen, so zufrieden sein könne wie Deutschland. Der vortheilhafte Abstand gegen die Verhältnisse in anderen Staaten sei doch so bedeutend, daß ein Vergleich ernstlich kaum in Frage komme. Rußland mit seinen inneren Zuckungen, England mit den Nachwehen des südafrikanischen Krieges, Frankreich, dessen innere Entwickelung nach dem Rücktritt Waldeck-Rousseaus wieder vor einem Fragezeichen stehe, Oesterreich-Ungarn in seiner ethnographischen und politischen Zerrissenheit böten keine Bilder, die in uns das Gefühl wecken könnten, als Nation oder als politische Macht hinter den anderen Großmächten zurückzustehen. Ich muß es als geradezu grotesk bezeichnen, wenn ein Deutscher die Zustände seines Vaterlandes trostlos nennen will." Also sprach Graf Bülow. Andere werden geradezu grotesk finden, daß ein Politiker zu behaupten wagt, England leide an den Nachwehen des südafrikanischen Krieges, und nicht sehen will, welche Vortheile Rußland, Frankreich, England während des letzten Jahrzehntes der deutschen Versumpfung eingeheimst haben. „Trostlos" brauchen sie deshalb die Zustände im Vaterland nicht zu nennen. Sogar in der betrübenden Erkenntniß der Thatsache, daß der erste Beamte des Reiches in Holzpapiervorstellungen lebt, ohne Grund und Zweck grobe Worte über die Grenze ruft und immer wieder beweist, wie gut er zum Chefredakteur des Berliner Tageblattes geeignet wäre, können sie Trost finden, wenn sie die Rolle des Kanzlers richtig schätzen lernen und sich, ohne noch länger das Heil von des Staates Höhe zu hoffen, muthig entschließen, selbst ihres Schicksals Gestalter, ihres politischen Besitzes Hüter zu werden.

* * *

Einen am siebenzehnten Mai — unter dem Titel „Die Welt als Zeit" — hier veröffentlichten Artikel des Herrn Landauer glossirt und bekämpft Herr Paul Mongré in dem folgenden Brief:

„Sehr geehrter Herr Landauer, Sie sehen das Heil darin, daß der Raum zur Zeit werde; ich möchte diese Metapher auf den Kopf stellen und den Aufstieg der Erkenntniß von dem Wunder abhängig machen, das dem staunenden Parsifal des Grals Nähe ankündigt: Du siehst, mein Sohn, zum Raum wird

hier die Zeit! Ich verspreche mir gar nichts davon, daß die Leere zwischen mir und dem ‚Dinge da hinten', die gähnende Kluft zwischen Ich und Nichtich ausgefüllt werde; ich halte es für eine mächtige Entlastung der Sensibilität, daß diese Kluft aufgerissen und die Intensitätschwankungen meines Binnenlebens zu fremden Objekten exteriorisirt wurden. Es muß noch immer mehr Raum aus der Zeit auskristallisirt werden, aus den diffus schwimmenden Seelenbegebenheiten sich ein fester Niederschlag abscheiden. Wir müssen immer mehr noch von uns ins Außerweltliche verfestigen und aus den inneren Säften ein schönes Kieselskelet bilden, wie die neuerdings so berühmten Radiolarien; nicht, wie dem Manfred Byrons, sollen uns Berge ein Gefühl sein, sondern lieber wollen wir Gefühle aufeinanderthürmen wie Berge, um wirklich in die Höhe zu kommen und tastbaren Grund unter uns zu haben. Leiden wir nicht Alle heute an der Verinnerlichung oder, wie Sie sagen, an der Verzeitlichung? Und nachträgliche Propheten wie Maeterlinck verheißen ein ‚Erwachen der Seele': ich finde, wir haben entschieden Ueberproduktion an Seele und sollten trachten, diese an freier Luft leicht verderbliche Waare schleunigst loszuwerden. Die Zeitkünste, Musik und Lyrik, packen so viel Seele aus, wie gar nicht beisammen bleiben will; Das verbreitet sich dann überall im ‚Raum' und macht die kleinen Objekte, die Tiffanygläser und japanischen Bronzen, aufrührerisch, daß sie auch schon Seele auszudunsten anfangen. Ach, diese Orgien der freien (im chemischen Sinne), freigewordenen Seele! Ganze fünfaktige Dramen werden als Wasserstoffballons um so einen Seelenhauch herumgeschrieben; langwierige Romane suchen mit Millimeterschärfe den Punkt zwischen zwei Seelen zu bestimmen, wo jede auf die andere gleich stark reagirt. Sie wollen noch mehr Seele, noch mehr Form der inneren Anschauung, noch mehr ‚Zeit'? Aber die Zeitkünstler schmachten nach einer Raumkunst in Klingers Art. Was ist Straußens Zarathustra und Heldenleben anderes als ein Versuch, dreidimensionale Musik zu machen, die Tongestalten aus der einfach ausgedehnten Zeitlinie herauszuschrauben und ihnen plastische Ausladung zu geben? Die Zeit, das überfüllte Gefäß der Seele, platzt an allen Ecken und speit ihr Inneres aus: und Sie wollen nicht nur das Bisherige, sondern noch viel mehr in den engen Schlauch zurückstopfen? Was entzückt uns denn am Raumkunstwerk, was giebt unseren Nerven die wohlthätige Ruhe, gegenüber den zudringlichen Boa-Konstriktor-Umwindungen der seelenhaften Ton- und Redekunst? Das Centrifugale, die Richtung von der Seele weg ins Sichtbare, die anständige Entfernung. Endlich ein Stück Seele unwiderruflich abgetrennt und als festes Symbol uns gegenübergestellt! Wir athmen auf. Und Sie wollen das Netzhautbild uns wieder als Abdruck ‚menschlich näher bringen'? Nicht ohne romantische Sehnsucht malen Sie eine Tastwelt ohne Gesichtsempfindungen aus, die raumlos nur als Succession von hart, scharf, glatt, geschweift, naß, kalt, als Aeolsharfenspiel wechselnder Ichgefühle verliefe. Der blinde Seher, die introspektive Mystik hat es Ihnen angethan. Aber wir halten es mit Gottfried Keller: Augen, meine lieben Fensterlein!

Ich glaube, wir sind nicht mehr jung genug, um uns über solche Sätze aufzuregen wie: alle Handlungen entspringen aus Egoismus, alles Geschehen ist nothwendig, alle Wirklichkeit ist Bewußtseinsphänomen. Solche universellen Aussagen gehen uns eigentlich nicht mehr an, als wir den allseitigen Luftdruck

spüren, worauf es ankommt, sind die Abstufungen innerhalb des so oder so bezeichneten Gesammtbegriffes. Es ist so wahr wie eine Tautologie, daß Niemand Etwas thut, das ihm nicht Vergnügen macht; aber, Dies einmal konstatirt, erweist es sich doch als zweckmäßig, zu unterscheiden, ob Einer an Ehrlichkeit oder Diebstahl, am Geben oder Nehmen Vergnügen findet. Der menschliche Wille ist determinirt und eine metaphysische Verantwortlichkeit giebt es nicht; aber die Gesammtheit aller ‚unfreien' Handlungen wird doch plausibler Weise in Gruppen voller, verminderter und aufgehobener Zurechnungfähigkeit eingetheilt. Alle Dinge beeinflussen einander und kein Sperling fällt zur Erde, ohne den Sirius aus seiner Bahn abzulenken; aber für manche Paare von Dingen, wie Sirius und Sperling oder Mond und Wetter, ist es doch vortheilhafter, zu sagen: sie beeinflussen einander nicht. Jedes Zeichen ist inkongruent mit dem Bezeichneten; aber ein Zeichen, das eindeutig orientirt, bleibt darum doch werthvoller als ein irreführendes, mißweisendes. Die ganze Außenwelt ist meine Bewußtseinserscheinung; aber innerhalb dieser allumfassenden Scheinbarkeit ist es doch rationell, gewisse Dinge als wirklich, andere als eingebildet oder halluzinirt anzusehen. Der Raum ist eine Projektion aus inneren Erlebnissen oder, wie Sie sagen, eine Eigenschaft der Zeit; aber es ist immerhin merkwürdig, daß aus dem quallenhaft fließenden Chaos seelischer Zustände sich so ein Knochengerüst mit permanenten Bestimmtheiten herausschälen läßt, und diese Thatsache spricht eigentlich dafür, das Skelet nicht wieder in Gallert aufzulösen. Auch die ‚Dinge', diese ontologischen Ungeheuer und Quidditäten, über die der spätere Nietzsche so pyrrhonisch spottet und denen auch Ihr Freund Mauthner in seiner bewundernswerthen Sprachkritik zu Leibe geht, auch diese erkenntnißtheoretischen Substantiva, so wenig sie existiren, lassen sich doch nachträglich dadurch retten, daß die Oekonomie des Denkens zweckmäßiger Weise so thut, als ob sie existirten. Freilich habe ich, streng genommen, nichts Anderes als zeitliche Modifikationen meiner Seele, zum Beispiel Gesichtsempfindungen von grün, zitternd, herzförmig, Gehörsempfindungen von wispern, rauschen, Geruchsempfindungen von Ozon und aromatischen Oelen, Hautempfindungen von Schattenkühle und vorbeistreichendem Luftstrom; dazu Erinnerungsgefühle, daß alle diese Empfindungen in ähnlichem Zusammenspiel schon einmal da waren, ferner ein gewisses Gefühl der Abhängigkeit, daß nämlich diese Empfindungen nicht verschwinden würden, selbst wenn ich ‚wollte', es sei denn, daß ich gewisse andere Empfindungen, die Muskelgefühle des Augenschließens oder Kopfdrehens, in mir zu erzeugen vermöchte u. s. w. Ja, Das ist das Einzige, was ich eigentlich habe; aber wenn ich dieses komplizirte Besitzthum wirklich ergreifen, handhaben, in Taschenformat bei mir tragen will, so bleibt mir doch nichts übrig, als ein ‚Ding' zu hypostasiren und zu sagen: Das ist die Linde, die vor meinem Fenster steht! Ueber dieses Ding und Baumsubstantivum zu lachen, ist philosophischer Laune nicht unwürdig, zumal wenn ontologisch angelegte Köpfe sich an dieser symbolischen Chiffre wie an einer starren Wesenheit Beulen stoßen und Schopenhauer die platonische Idee der Linde über den Wässern schweben sieht. Aber für den Hand- und Hausgebrauch werden Sie doch das Symbol nicht wieder ausführlich umschreiben, das Ding nicht wieder in seine zahllosen Einzelfasern zerspinnen wollen! Dazu hätten Sie Grund, wenn die Dinge Das nicht leisteten, wozu wir sie erfunden

haben, wenn die Symbole sich nicht so wählen ließen, daß sie zu allen Zeiten und für alle Subjekte das Selbe bedeuten, wenn Sie heute einen Komplex innerer Erlebnisse bei sich fänden, der in neunundneunzig Beziehungen ‚Linde', in einer einzigen Beziehung aber ‚Buche' aussagt. Solche Fälle kommen ja freilich vor, haben sich aber bisher immer noch unter die Pathologie der betreffenden Objekte subsumiren lassen und unsere leichtsinnige Maxime: ‚Ausnahmen bestätigen die Regel' nicht umzustoßen vermocht. Und gerade Das unterschätzen Sie, wie mir scheinen will; Sie sind nicht dankbar genug für den Glücksfall, daß die Natur sich wirklich, im Großen und Ganzen, in unsere armsäligen Symbole einfangen läßt. Es könnte ja auch anders sein. Wie viel leistet allein der Raum, wie viel Wirklichkeit umspannt er, während von vorn herein Niemand dafür bürgen konnte, daß ein Fisch in dieses Netz gehen würde. Er ist dreidimensional; wie viel ist es aber von einer kompakten Außenwelt verlangt, daß sie überhaupt eine zeitweilig bestimmte Dimensionenzahl habe und nicht (in der Art, wie sichs die Spiritisten vorstellen) durch gelegentlichen Hokuspokus eine Extradimension verrathe, die sie wie ein Pseudopodium bald ausstreckt, bald einzieht? Ferner, daß diese bestimmte Dimensionenzahl, in die sich Alles widerspruchfrei einfügt, mit der Zeit unveränderlich sei? Weiter: die freie Beweglichkeit, die man so geneigt ist, als ein denknothwendiges Attribut vorauszusetzen, bedeutet doch auch nur eine freiwillige Selbstbeschränkung der Natur, an die wir nun durch Verjährung ein Recht zu haben glauben. Wir drehen und verschieben unsere Leiber und schleudern unsere Kegelkugeln so unbedenklich, als wäre der Raum verpflichtet, an jedem Ort gleiche Aufnahmebedingungen zu gewähren und unsere Cook-Tickets überall unterschiedlos zu honoriren. Aber es sind Räume veränderlicher Krümmung denkbar, worin eine Figur als starrer Körper nur in einziger Lage möglich ist und also die Wahl hat, entweder auf starre Form oder auf Bewegung zu verzichten; in einem solchen Raume wandernd, müßten wir uns deformiren, wie die Bilder in einem Hohlspiegel oder wie Quecksilber, das durch Röhren getrieben wird. Nun könnte zwar, da doch irgend ein Vergleichsobjekt und ‚Normalmeter' gewählt werden muß, jedes Individuum immer noch seinen eigenen Leib für unveränderlich erklären oder sich ein Stück Eisen anfertigen, an dessen Starrheit es axiomatisch glauben will; aber dann würden die Räume verschiedener Individuen nicht zusammenstimmen oder der Raum, der für dies eine Stück Eisen freie Beweglichkeit gestattet, würde sie einem anderen, physikalisch gleichberechtigten Eisenstück versagen. Auf alle diese Heimtücken und Störungen unserer Wissenschaft verzichtet die Natur, so wenig sie sonst unsere bereit gehaltenen Schemata auszufüllen und die menschlich-allzumenschlichen Kategorien des Schönen, Wahren, Guten zu respektiren pflegt: aber den Raum, dieses doch gar nicht bequeme Panzerhemd, haben wir ihr glücklich umgehängt und sie duldet es ohne Widerspruch. Finden Sie daran gar nichts zu erstaunen?... Ich habe mich hier, der Kürze halber, mythologisch ausgedrückt und von der Natur gesprochen, die sich Dies und Jenes gefallen ließe; setzen wir statt Natur wieder Bewußtsein, so bleibt es nicht minder eine Extragefälligkeit dieses Bewußtseins, aus seinem fluthenden Bilderwechsel eine annähernd stabile Außenwelt, mit ‚Dingen', Atomen, chemischen Elementen, abzulagern, die sich, ohne Ausrenkung und Verkürzung, glatt und ungezwungen in das Prokrustesbett des euklidischen Raumes

hineinschmiegt. Und darum dürfte es weder Willkür und zufälliger visual language sein, daß wir einen Theil des Zeiterfüllenden zum Raum exteriorisirt haben, noch dürfte es in unserer Macht liegen, diese erstarrte Abscheidung im Schmelztiegel wieder zu verflüssigen, noch endlich würden wir, wenn es selbst in unserer Macht läge, zur Bereicherung unseres heiligen Innern irgend Etwas gewonnen haben. Was hilft es, den Objekten ewig ihren Ursprung aus menschlichem Bewußtsein nachzutragen? Damit, daß wir in jedes Goldstück unseren Namenszug eingraviren, vermehren wir unseren Besitzstand nicht. Auch der schrankenloseste Subjektivismus kann den ganzen Wein nicht auf einmal austrinken; er muß Flaschen und Fässer füllen und einen Keller zur Aufbewahrung haben. Wenn schon unsere Geliebte nichts ist als die Summe unserer Begegnungen mit ihr, unserer Vorstellungen von ihr, so würde es doch diesen ‚Ichgefühlen' ihren besten Reiz nehmen, nicht an ein Substrat dahinter zu glauben. Freilich kann der Wein im Keller sauer werden und die Geliebte hat, als ‚Ding' im Raum, drei Dimensionen zur Verfügung, um uns durchzubrennen; aber in solchen Fällen ist die Zeit, ihrer Nichtumkehrbarkeit wegen, eine noch viel fatalere Einrichtung. Der Raum ist wenigstens Etwas, das überwunden werden kann. Und im Raum kann man einen Umweg machen, während man in der Zeit durch den schwärzesten Schlamm mitten durch muß. Wäre ich Phantast wie Sie, so würde ich aus all diesen Gründen eher für Verwandlung der Zeit in Raum stimmen; man würde sein Leben vernünftiger stilisiren können, wenn man die zeitlichen Erlebnisse im übersichtlichen Nebeneinander statt im verdeckenden Nacheinander anordnen, also gewissermaßen um die Ecke sehen und außer der Reihe marschiren dürfte und nicht, der dummen Eindimensionalität wegen, nach dem A jedesmal B sagen müßte. So weit wage ich meine Vision einer Ummenschung des Menschen aber nicht zu treiben, sondern glaube einstweilen nur, daß sich noch mancherlei Zeit (nicht alle!) in Raum verwandeln, mancherlei Seelisches zu Dinglichkeit kristallisiren läßt und daß wir nach den ewigen Innerlichkeiten und molluskenhaften ‚Stimmungen' der letzten Jahrzehnte gut thun, zur Abwechselung wieder einmal uns nach der Objektseite, in klaren Gestalten und scharf gezeichneten Bildern, recht räumlich und substantiell auszuleben."

* * *

Herr Wladimir Raffalovich, der lange im Transvaal lebte, schreibt mir:

„Gestatten Sie mir, zu der Kontroverse Henkel-Gentz eine kleine Episode, die für sich selbst spricht, nachzutragen. Jameson war bei Pitzani-Rooigrond auf Transvaalgebiet eingedrungen und die damalige Regirung rief, als sie von dem Einfall erfuhr, sofort zu den Waffen. Ausländer, die bereit waren, mit der Waffe in der Hand den Freibeutern entgegenzutreten, wurden aufgefordert, sich ein Gewehr und Munition zu holen. Als Belohnung wurde Jedem neben anderen Entschädigungen auch die sofortige Verleihung des Bürgerrechtes versprochen, jenes Bürgerrechtes, auf das man sonst sieben Jahre warten mußte und das man auch dann nur unter gewissen Bedingungen erlangen konnte. Die Meisten freuten sich, auf billige Weise ein Gewehr zu erhalten, und es entstand ein run auf das Bureau des Veld-Kornet, wo die Vertheilung stattfand. Zu einem Kampf kamen diese Ausländerschaaren nicht; höchstens haben Einzelne auf einsamen Kopje um Pretoria Wache gestanden. Jameson war gefangen und das Bürgerrecht wurde verliehen. Zu Denen, die es — die dabei ein-

geschlagenen Wege kenne ich nicht — erhielten, gehörten auch Leute, die noch nie ein Gewehr in der Hand gehabt hatten; Andere, die nach dem Wortlaut der Proklamation für die von ihnen geleisteten ‚Kriegsdienste' Anspruch auf das Bürgerrecht zu haben glaubten, wurden schnöde abgewiesen. Die Bevorzugten aber mußten zuerst auf die Farben Roth-Weiß-Blau-Grün den Treueid leisten. Sie schieden in aller Form aus ihrem bisherigen Staatsverband und wurden Transvaaler. Da beschloß am achtzehnten Mai 1899 plötzlich der Volksraad, die Jameson-Proklamation für null und nichtig zu erklären, weil einzelne ‚Unwürdige' das Bürgerrecht erhalten hätten. Die zwei besonnenen Mitglieder des Raads nannten einen solchen Beschluß zwar illoyal, aber die anderen fünfundzwanzig waren nicht zu besserer Einsicht zu bekehren und die Willkür wurde Gesetz. Das war selbst dem alten Krüger zu stark und er milderte den ‚besluit' in der am einundzwanzigsten Mai 1899 im Staatscourant veröffentlichten Proklamation; der Anspruch auf das Bürgerrecht müsse, hieß es da, erst nachgewiesen werden. Inzwischen waren die ‚Jameson-burgers' vaterlandlos. Das war der Dank für ihre Bereitwilligkeit, ihr Leben für die neue Heimath einzusetzen. Sogar der ‚Standard and Diggers News' und die ‚Volksstem' protestirten damals gegen das Unrecht ... Die ‚Deutsche Buren-Centrale' sammelt seit einiger Zeit Geld, um das Burenelement in Südafrika zu stärken und die Buren, die nach Deutsch-Südwestafrika auswandern wollen, zu unterstützen. Am dritten März 1900 schon wies ich in der ‚Zukunft' auf die Deutschland aus solchem Plan drohende Gefahr hin. Daß dem deutschen Handel die ‚Stärkung des Burenelementes' nur schaden, nicht nützen kann, ist klar. Werden die Buren aber auf fremde Kosten nach Südwestafrika befördert, dann wird Niemand sich mehr darüber freuen als die Engländer. Viel vernünftiger wäre es, fleißige deutsche Handwerker und Bauern, denen die nöthigen Mittel zur Ueberfahrt und zur Begründung der neuen Existenz fehlen, zu unterstützen. Dann erhielte man in Deutsch-Südwestafrika nicht, wie die Portugiesen in Angola, einen indolenten, bedürfnißlosen Volksstamm, sondern deutsche Ansiedler, deren Bedürfnisse mit dem Wohlstand wachsen und zum Vortheil des Mutterlandes, der Hauptbezugsquelle solcher Ausgewanderten, befriedigt werden."

* * *

Herr Dr. Paul Julius Möbius, der bekannte Neurologe, der in Leipzig (Rosenthalgasse 3) wohnt, wünscht die Veröffentlichung des folgenden Aufrufes, dessen Ziel jedenfalls Beachtung heischt:

„Seit 1896 habe ich von der Noth der Nervenkranken und von dem Plan, Nervenheilstätten zu bauen, erzählt. Seitdem ist auf meine Anregung die schöne Anstalt ‚Haus Schönow' in Zehlendorf bei Berlin errichtet worden. Andere Heilstätten werden da und dort vorbereitet: in Frankfurt a. M., in der Rheinprovinz, in Baden, in Holland. Neuerdings sind in Zürich einige Männer zusammengetreten*), um eine schweizerische Nervenheilstätte zu gründen, die ohne Ansehen der Nation und des Bekenntnisses Nervenkranken aller Stände und beider Geschlechter Zuflucht und Hilfe bieten soll. Der Verein und die neue Anstalt selbst werden ‚Kolonie Friedau' heißen. In einer gesunden und schönen Gegend der Schweiz wird ein großes Gut gekauft und dort werden für etwa

*) An der Spitze des Komitees steht Professor Bleuler, Direktor der Anstalt Burghölzli bei Zürich.

hundert Patienten und Kurgäste die nöthigen Einrichtungen geschaffen werden. Etwa folgende Gedanken leiten die Begründer bei ihrem Unternehmen.

Daß mehr und anders als bisher für die Nervenkranken*) gesorgt werden muß, darüber sind alle Sachverständigen einig. Zwar bestehen schon jetzt Nervenheilstätten, Wasserheilanstalten, Kurorte aller Art für Nervenkranke, aber sie sind nur Wohlhabenden zugänglich und vielfach nicht so beschaffen, wie sie sein sollten. Wenn jetzt ein Mensch, der der übergroßen Mehrzahl der schlecht Bemittelten angehört, geisteskrank wird, so ist für ihn gesorgt. Staaten, Provinzen, Gemeinden haben vortrefflich eingerichtete Heilanstalten für ihn. Wird er aber nervenkrank, so muß er in vielen Fällen den Geisteskranken beneiden, denn für ihn hat Niemand gesorgt. In Irrenanstalten und öffentliche Krankenhäuser paßt er nicht, für Anderes aber reicht das Geld erst recht nicht. Das gilt nicht nur von den Armen im eigentlichen Sinn des Wortes. Auch die dem Mittelstand Angehörigen sind fast eben so schlecht daran. Nervenkrankheiten sind oft sehr langwierig; nur durch lange Behandlung außerhalb der häuslichen Verhältnisse ist Heilung oder Besserung zu erreichen. Ja, für ein paar Wochen in der Kuranstalt reichen die Sparpfennige. Aber so rasch geht es nicht; gerade weil der angstvolle Wunsch, nur ja rasch gesund zu werden, den Patienten plagt kommt er nicht recht vorwärts. Am Ende der Zeit muß er, oberflächlich oder gar nicht gebessert, nach Hause zurück; und seines mühsam erworbenen Geldes und seiner Hoffnungen ledig, steht er schlechter da als vorher. Aber auch die wohlhabenden Nervenkranken finden unter den jetzigen Verhältnissen in der Regel Das nicht, was sie brauchen. Die jetzt bestehenden Privatanstalten sind meist nicht alkoholfrei und gewähren nicht die Möglichkeit eines richtigen Lebens mit natürlicher Thätigkeit. Mit wenigen Ausnahmen sind sie halb kleine Krankenhäuser, halb Hotels, mitten hineingestellt in ein lärmendes, hohles Weltwesen. Sie sind räumlich beschränkt und aus beschränkten Voraussetzungen hervorgegangen. Auch bei gutem Willen der Leiter können sie den Anforderungen, die wir stellen müssen, nicht genügen.

Durch das selbe Mittel soll die Hilfe billiger und besser werden: durch Schaffung einfacher, natürlicher Lebensverhältnisse.

Alles, was der Nervenkranke wirklich braucht, ist an sich nicht theuer: Ruhe, Reinlichkeit, Ordnung, reine Luft, einfache, wohlschmeckende Nahrung und, wenn der Gesundheitzustand es erlaubt, nützliche Arbeit. Trotzdem kann er diese Dinge jetzt nicht oder nur mit großen Kosten erlangen. Ein darauf eingerichtetes Gemeinwesen aber kann die guten Dinge billig geben und dem arbeitfähigen Patienten die Möglichkeit gewähren, durch den Ertrag seiner dem Gemeinwesen gewidmeten Arbeit die Lebenskosten zum Theil aufzubringen.

---

*) Eine genauere Bestimmung des Begriffes ‚nervenkrank' braucht hier nicht gegeben zu werden. Das Wort wird im Sinn des täglichen Lebens genommen; es handelt sich um Menschen, die, ohne geisteskrank oder im gewöhnlichen Sinn körperlich krank zu sein, zu schwach oder zu empfindlich sind, um den an sie gestellten Anforderungen genügen zu können. Welche Nervenkranke für die Kolonie geeignet sind: Das ist eine rein ärztliche Frage und sie kann nur im einzelnen Fall richtig beantwortet werden.

Das billigste und das gesündeste Leben ist das Landleben; aber es ist, wie der wirkliche Landmann es lebt, für den Nervenkranken nicht brauchbar. Die Kolonie bietet gewissermaßen ein verklärtes Landleben. Das Ganze ist aus dem ärztlichen Geist hervorgegangen und seinen Zwecken angepaßt. Er schaltet die Roheiten und Unzuträglichkeiten aus und mildert die Anforderungen so weit, daß auch der Schwache an der Thätigkeit theilnehmen und an ihr erstarken kann.

Es giebt Kranke, die eine Zeit lang vollständig ruhen müssen; auf die Dauer aber kann kein Mensch die Thätigkeit entbehren. Jetzt steht der Schwache eingeklemmt zwischen zu viel Arbeit in der Welt draußen und öder Langeweile in der Kuranstalt. Die Einen finden nur harte oder unpassende Arbeit und werden immer kränker, die Anderen füllen ihr Leben mit sogenannten Vergnügungen aus, wie ein Mensch, der ausschließlich von Zuckerzeug lebt, und auch sie werden immer kränker. Aus der rechten Arbeit aber wächst Kraft, Heiterkeit, Genesung. In der Kolonie kann auch der Schwache sich an den vielen verschiedenen Arbeiten betheiligen; unter ärztlicher Aufsicht findet er die ihm wohlthuende Beschäftigung in dem für ihn geeigneten Maß. Zugleich aber mit dem Zuwachs an Kraft und Gesundheit gewinnt er materiellen Vortheil, denn seine Arbeit wird nach ihrem Werth entlohnt, so weit es angeht.

Ein modernes Krankenhaus ist eine sehr theure Sache. Der Nervenkranke aber braucht kein Krankenhaus; im Gegentheil: die Nervenheilstätte soll einem Krankenhause möglichst unähnlich sein. Die ärztliche Fürsorge besteht hier in der Regelung des Lebens, in persönlicher Zusprache auf Grund genauer Untersuchung, in wenigen und einfachen Arzeneimitteln, in Bädern u. s. w; und für das Alles braucht man keine künstliche Einrichtung. Zur Wohnung für die Patienten eignen sich ganz einfache Häuschen am Meisten, denn sie bieten Ruhe und heitere Eindrücke. Je verschiedenartiger die Wohngelegenheiten sind, um so besser, denn der Kranke möge Das wiederfinden, was ihm durch die Gewohnheit lieb ist, nur ohne die Störungen, die sich draußen an seine Wohnung hefteten. In einem Krankenhaus weist Alles auf Krankheit hin, hier aber soll der Sinn vom Krankhaften weg auf ein gesundes Leben hingelenkt werden. Und wie die Wohnung, so soll auch die menschliche Umgebung den Nervenkranken möglichst wenig an die Krankheit erinnern. Es ist daher nicht wünschenswerth, daß Kranke nur mit Kranken verkehren. Die gesunden Mitglieder der Kolonie sind auch im Interesse der Kranken nöthig. Aber sie werden anders wirken als die Gesunden draußen, die allzu oft den Schwachen durch Handlungen und Worte verletzen; denn auch sie streben nach dem rechten Leben und der die Kolonie beherrschende Geist führt Alle auf den selben Weg.

An Gesunden wird es in der Kolonie nicht fehlen, denn es giebt allzu viele der Erholung und Ruhe bedürftige Menschen, die, ohne eigentlich krank zu sein, nach einer Zuflucht verlangen. Jetzt können nur ganz Reiche sich wirkliche Ruhe verschaffen; die Meisten müssen mit Dem vorlieb nehmen, was die Gasthäuser bieten, wo zwar oft Luxus und schwelgerisches Leben, Ruhe aber selten zu finden ist. Wer vollends sparen muß, wird fast nie finden, was er will.

Alle Mitglieder der Kolonie sind verpflichtet, sich des Genusses und der Einführung alkoholhaltiger Getränke zu enthalten. Daß die Hilfe für Nervenkranke mit der für die vom Alkoholismus Bedrohten verbunden werde, empfiehlt

sich aus verschiedenen Gründen. Die Sachverständigen sind darüber einig, daß für fast alle Nervenkranke die Enthaltung von alkoholischen Getränken nöthig sei, daß also in einer Nervenheilstätte die Abstinenz herrschen müsse. Die Nervenheilstätte bietet, was der genesende oder angehende Alkoholkranke braucht: eine alkoholfreie Umgebung. Ja, er findet gerade an dem Nervenkranken eine Stütze, weil nach alter Erfahrung die meisten von ihnen gern sich des von ihnen als schädlich empfundenen Alkoholes enthalten.

Doch die Kolonie soll keine Trinkerheilstätte sein. Wirklich Trunksüchtige oder dem Alkoholismus ganz Verfallene werden nicht aufgenommen. Die Kolonie kann nur Die aufnehmen, die entweder noch nicht oder nicht mehr der Trinkerheilstätte bedürfen. Insbesondere ist an die Genesenden gedacht; ihnen wird die Trinkerheilstätte zu eng, sie sind wieder der Arbeit und freier Bewegung fähig, — und doch kann man sie nicht in die alte Umgebung zurückkehren lassen, wo ihnen von allen Seiten die Versuchung droht. Ihnen öffnet sich in der Kolonie ein ungefährliches Gebiet, wo sie, unter Umständen mit ihren Familien zusammen, leben und gedeihen können. Ungefähr das Selbe gilt von den angehenden Trinkern, die den guten Willen haben, sich retten zu lassen, die aber der Unverstand der Umgebung immer wieder dem Alkoholteufel zuführt. Viele Alkoholkranke sind, sobald sie abstinent leben, tüchtige Arbeiter und können dadurch der Kolonie werthvoll werden.

Die Gründung der Kolonie durch Zeichnung von Antheilscheinen *) wird durch gewichtige Erwägungen gerechtfertigt. Auf Hilfe des Staates oder der Gemeinden ist bei der Neuheit der Sache nicht zu rechnen. Die reine Wohlthätigkeit aber soll nicht angerufen werden, weil es sich um eine Sache handelt, die auf eigenen Füßen stehen kann. Natürlich kann durch eine einzige Kolonie das verhandene Bedürfniß nicht befriedigt werden. Gelingt es aber einmal, zu beweisen, daß der Gedanke lebensfähig ist, so wird man auch anderswo Muth fassen und durch Gründung ähnlicher Kolonien das Gute fördern. Es wird nicht schwer sein, bei verständiger Leitung nach einigen Jahren das Kapital mit etwa vier Prozent zu verzinsen. Beim ersten Versuch sind wir freilich auf den guten Willen der Unterzeichneten insofern angewiesen, als erstens die Möglichkeit des Gelingens noch nicht bewiesen ist und zweitens der zu erwartende Gewinn nur gering sein kann. Die Zeichner von Antheilscheinen müssen ein Opfer bringen, weil sie nicht sofort Zinsen zu hoffen haben. Es handelt sich also, wenn man so sagen darf, um beschränkte Wohlthätigkeit. Am Besten wäre es, wenn ein paar freigiebige Kapitalisten sich entschlössen, durch größere Summen einen festen Grund zu legen. Um Wohlthätigkeit handelt es sich auch insofern, als die Gründer des Vereins nicht um Gewinnes willen thätig sind. Ihre Uneigennützigkeit kann den Zeichnern der Antheilscheine dafür bürgen, daß bedenkliche oder gewagte Handlungen nicht zu erwarten sind. Endlich wird die Wohlthätigkeit der außerordentlichen Mitglieder angerufen, um Freistellen für wirklich Arme zu schaffen.

Dies Unternehmen ist wahrlich eine gute und hoffnungvolle Sache. Ich

*) Man wird Ordentliches Mitglied des Vereins durch Erwerbung wenigstens eines Antheilscheines zu 100, Außerordentliches Mitglied durch einen jährlichen Beitrag von wenigstens 5 Francs.

bitte herzlich Alle, die Interesse dafür haben, mir ihre Adresse mitzutheilen. Ich werde dafür sorgen, daß sie die nöthigen Schriftstücke erhalten."

* * *

Auf der Marienburg wurde am fünften Juni ein Prunkfest gefeiert. Der Kaiser hielt zwei Reden, von denen in den Zeitungen gesagt wurde, sie seien „sehr eindrucksvoll" gewesen. Die eine sprach den versammelten Brüdern vom Johanniterorden die Aufgabe zu, „das Werk der Erlösung der Menschheit, dem Vorbilde unseres Heilands folgend, weiter zu fördern". Die andere brachte nach Ausblicken ins Heilige Land plötzlich die Sätze: „Polnischer Uebermuth will dem Deutschthum zu nah treten und ich bin gezwungen, mein Volk aufzurufen zur Wahrung seiner nationalen Güter. Und hier in der Marienburg spreche ich die Erwartung aus, daß alle Brüder des Ordens Sankt Johann immer zu Diensten stehen werden, wenn ich rufe, deutsche Art und Sitte zu wahren". Daß dieser Fehderuf bei den österreichischen Polen, den Herren Cisleithaniens, Aergerniß erregt hat, ist kein Unglück; das Echo, das aus Galizien herüberschallt, kann den Werth des noch immer als Friedensbürgschaft gepriesenen Dreibundes erkennen lehren. Nicht so leicht sind andere Bedenken zu verscheuchen. Der Johanniterorden ist international und weder alle in gremio religionis aufgenommenen Ritter noch die ausländischen chevaliers de grâce werden „immer zu Diensten stehen", wenn der Kaiser zum Kampf für deutsche Art und Sitte ruft. Die Briten, Oesterreicher und Ungarn, die als Gäste der Ballei Brandenburg auf der Marienburg waren, werden zu solchem Dienst wenig Lust spüren. Und ist der Ostmarkenkrieg, für den die preußische Regirung sich jetzt besser rüsten will, wirklich durch das Vordrängen polnischen Uebermuthes entfesselt werden? Gar so übermüthig sind die Polen doch nicht, mag ihre Presse auch manchmal gegen die bösen Preußen toben. Es handelt sich um einen wirthschaftlichen Kampf, der nur durch geräuschlose Arbeit gewonnen werden kann und in dessen Verlauf man jedes harte Wort, so lange es irgend geht, zurückhalten sollte. Will der König von Preußen die Verantwortlichkeit für den Ausgang dieses Kampfes, statt sie seinen Ministern zu überlassen, selbst auf sich nehmen, so kann kein Mensch ihn daran hindern. Der Minister Pflicht aber ist, ihren König darüber aufzuklären, daß der Kampf gegen slavische Geschicklichkeit auch dann unvermeidlich geworden wäre, wenn die Polen nie ein übermüthig klingendes Wort gegen Preußen gesprochen hätten.

* * *

In München-Gladbach hatten Bürger ihrem loyalen Gefühl in einer an den Kaiser gerichteten Depesche Ausdruck gegeben. Sie erhielten die Antwort: „Seine Majestät der Kaiser und König haben die Meldung von der Grundsteinlegung der dem Andenken Allerhöchstihres Höchstseligen Vaters gewidmeten Kaiser-Friedrich-Halle huldvollst entgegenzunehmen geruht und lassen der dortigen Bürgerschaft für den Ausdruck treuer Ergebenheit bestens danken. Auf Allerhöchsten Befehl: Der Geheime Kabinetsrath von Lucanus." Der Stil dieses Telegrammes weckt mancherlei Zweifel. Hat die Halle den Grundstein gelegt? Und warum ist der tote Kaiser Friedrich nicht des lebenden Allerhöchsten Herrn Allerhöchstseliger Herr Vater? Es ist allerhöchste Zeit, diese Kurialien nach byzantinischem oder — moderner — chinesischem Muster zu ordnen, auf daß sie hinfüro persönlichem Belieben entzogen seien.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.